Belletristische Archäologie.

Randglossen zur deutschen Litteratur-geschichte

von Anton Breitner,
Herausgeber der Litteraturbilder fin de siècle.

München.
J. Schweitzer Verlag (Jos. Eichbichler).
1898.

Ihr großen deutschen Geister,
Ihr kritisiert nicht schlecht —
Ihr nennt einander: Lumpen
Und jeder von euch hat recht!

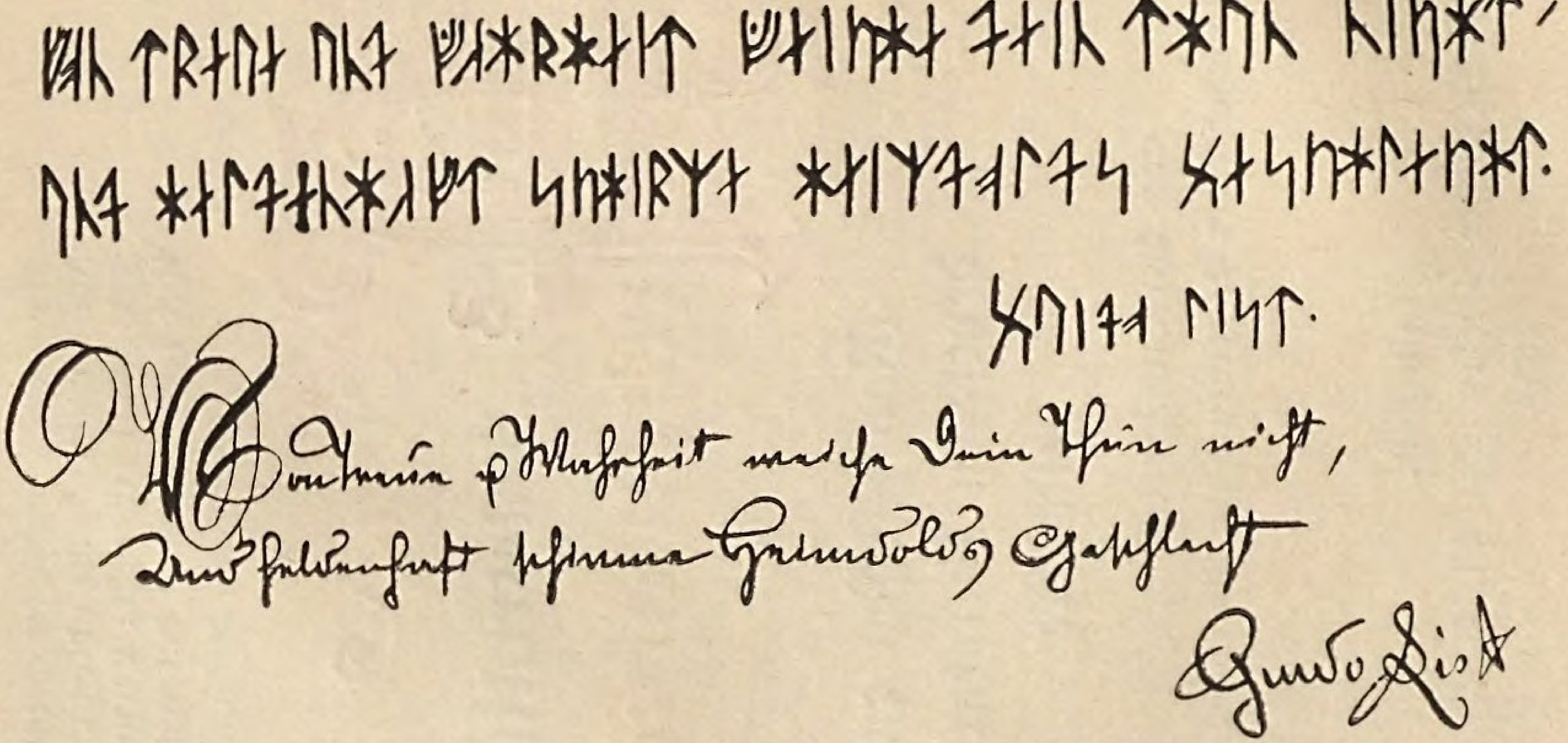
Sebastian Brunner.

Belletristische Archäologie.

Randglossen zur deutschen Litteraturgeschichte

von Anton Breitner,
Herausgeber der Litteraturbilder fin de siècle.

München.
J. Schweitzer Verlag (Jos. Eichbichler).
1898.


Guido List

Zum Geleit.

Dieser Versuch will keine litterarische Abhandlung im Sinne der Berufsgelehrten sein; zum Verfassen einer solchen fehlt uns die dazu notwendige Geschmacklosigkeit und doktrinäre Langweile, die das unantastbare Eigentum der Herausgeber deutscher Litteraturgeschichten sind; sie soll nur im Tone der Causerie den Litteraturfreund mit einigen österreichischen Poeten bekanntmachen.

Diese Blätter sollen auch nicht hinausflattern, ohne des begabtesten und selbstlosesten Förderers der Litteratur in Oesterreich zu gedenken, welcher in den ersten Wochen des Frühlings dieses

Jahres allzubald aus dem Leben schied, des Schriftstellers **Karl Werner**.

Die österreichischen Tagesblätter legten das folgende Erinnerungsblatt auf den frischen Grabhügel des Unvergeßlichen:

„Karl Werner war am 3. Mai 1828 zu Wien als der Sohn des Magistratsbeamten Johann Werner geboren worden. Er widmete sich den juridischen Studien auf der Universität in Wien, gehörte 1848 der akademischen Legion an und wirkte in der Adjutantur der Legion, da ihm der Waffendienst durch seinen kleinen und schwächlichen Körperbau versagt war, mit dem deutschen Schwerte umgürtet und dem schwarz-rot-goldenen Bande an der Legions-Uniform geziert, wacker mit der Feder. Im Jahre 1850 bestand er das erste juristische Rigorosum an der Universität zu Olmütz; bei der Vorbereitung zum zweiten Rigorosum wurde er aber durch das trockene

Studium des Kirchen- und römischen Rechtes bei seiner Vorliebe für deutsche Litteratur und Kunst bestimmt, der juristischen Laufbahn zu entsagen. Auf einer Ferienreise nach dem ersten Rigorosum zu einem seiner intimsten Freunde und Kollegen nach Iglau faßte er eine tiefe Leidenschaft zu der Schwester seines Freundes, der Tochter des damaligen Gutsbesitzers und Apothekers Josef Benedikt Heller. Nach Wien zurückgekehrt, wurde er mit dem Dichter Friedrich Hebbel näher bekannt und gehörte alsbald zu dem Kreise junger Leute, die Hebbel oft um sich versammelte (Glaser, Emil Kuh, Debrois 2c.), wo er angeregt wurde, sich der Litteratur und Kritik zuzuwenden. Die damals in Fluß gekommene Gymnasial-Reform unter Exner und Enk v. d. Burg bestimmte ihn, sich für deutsche Litteratur und Geschichte dem Gymnasial-Lehrfache zuzuwenden, und er wurde im Jahre

1851 Professor für diese Fächer am Gymnasium zu Olmütz und nicht lange hierauf zu Iglau, wo er am 12. November 1853 seine geliebte Rosine Heller als Gattin heimgeführt hat. Bei seiner Tüchtigkeit und litterarischen Thätigkeit wurde er bald auch Gymnasial-Professor in Brünn, später Gymnasial-Direktor in Znaim, und unter Hasner und Glaser Landes-Schulinspektor zu Prag, von wo er bald auf sein Ansuchen in gleicher Eigenschaft nach Salzburg im Jahre 1872 versetzt worden ist. Hier erwarb er sich als echter Josephiner besondere Verdienste um die Durchführung und Einbürgerung des Reichs-Volksschulgesetzes und war wie überall als ein Mann von umfassender Geistesbildung, Tiefe des Gemütes und besten Humors der Liebling aller seiner Mitbürger. Trotz seines anstrengenden Berufes fand er immer noch Zeit und Muße zu ernster litterarischer Thätigkeit, die er auch

während seines Ruhestandes um so lieber fortsetzte. Nach dem am 4. September 1893 erfolgten Tode seiner unvergeßlichen Gattin übersiedelte er nach seiner Vaterstadt Wien zu seinen Verwandten. Zur Linderung eines asthmatischen Leidens ging er im Frühling 1898 auf einige Wochen nach Meran, wo er leider nach kurzem Aufenthalte sein edles Leben aushauchte. Am 29. März wurde die Leiche nach Salzburg überführt, wo er an der Seite seiner Gattin bestattet wurde. Er hinterließ einen Sohn, Universitäts-Professor Richard Maria Werner, Germanist in Lemberg, und drei Töchter, deren eine die Gattin des Ober-Baurates Alexander Werner und eine zweite die Gattin des Gymnasial-Professors Feichtinger, die dritte, Ella, noch unverheiratet ist. Von seinen Arbeiten ist sein preisgekröntes Werk über die Geschichte der Tuchmacherzunft im Mittelalter (nach Quellen bearbeitet) be-

sonders hervorzuheben. Viele seiner Artikel in der „Neuen Freien Presse“ werden noch in lebhafter Erinnerung der Leser sein. Wer den kleinen Mann mit dem geistreichen freundlichen Gesichte gekannt hat, der so recht Kopf und Herz am rechten Flecke hatte, dem bleibt er wohl für immer unvergeßlich!“

Wir haben diesem kurzen Nekrolog noch anzufügen, daß Karl Werner nicht allein Mitarbeiter der „Neuen freien Presse“ war. Seine wertvollsten Aufsätze finden sich in der Zeitschrift „Euphorion“, in der wissenschaftlichen Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ und im Feuilleton der „Wiener Zeitung“. Alle Arbeiten Werners zeichnete liebevolles Versenken in den Gegenstand aus, und er hielt mit ehrlichem Tadel und herzerfreulichem Lobe nicht zurück, wo sich Talent fand, das der Unterstützung bedurfte. Werners Bücherkritiken dürfen als musterhaft gelten. Sie waren frei von jenem Schwefel

und Schwulst, dessen sich gewisse Herren bedienen, um ihr geringes Können zu verhüllen; sie waren geistreich und köstlich in Sprache und Schreibart, deren Wohllaut den Leser entzückte und fesselte.

Während wir diese Arbeit dem Drucke übergeben, durcheilt die Tagesblätter der Donaustadt eine Notiz, die erschütternd klingt und leider das von uns im folgenden gewagte Urteil über die österreichischen Litteraturverhältnisse machtvoll bestätigt:

„Das Ende des Vereins der Litteraturfreunde, das in interessierten Kreisen schon lange kein Geheimnis war, erfährt nun auch seine Bestätigung. Die officielle „Wiener-Zeitung"*) enthält nämlich folgende Kundmachung: „Der gefertigte Obmann giebt

*) Dem Redacteur dieser Zeitung, Herrn Hofrat Friedrich Uhl, möchten wir übrigens gelegentlich das Buch „Der gute Ton in allen Lebenslagen" wärmstens empfehlen!

hiermit bekannt, daß der Verein der Litteraturfreunde sich aufgelöst hat. Vincenz Chiavacci." Der Verein, der im Streben nach idealen Zielen das praktische Ziel der Popularität nicht zu erreichen vermochte, bestand länger als zwanzig Jahre und pflegte vornehmlich das Vortragswesen, indem er den Vermittler zwischen dem Publikum und einer stattlichen Reihe von in- und ausländischen Dichtern und Gelehrten bildete. Seit anderthalb Jahren schon sind diese Vorträge, deren finanzielles Erträgnis nicht immer gleich günstig war, nicht mehr veranstaltet worden."

Mehr als der finanzielle Mißerfolg mußte diesem Vereine sein Obmann schaden; wie konnte man auch den Sänger der Wiener Frau Sopherl vom Naschmarkt, der Berliner Buchholzen, zum Obmann eines Vereines wählen, der es sich zur Aufgabe machte, deutsche Litteratur und Gelehrsamkeit zu fördern!

Der archäologische Roman und die historische Novelle in Oesterreich.

Guido List.

Zum fünfzigsten Geburtstage des Dichters.

5. Oktober 1898.

Das Erscheinen einer Deutsch-Oesterreichischen Litteraturgeschichte*) hält das litterarisch kleine Oesterreich gegenwärtig in Spannung. Die Urheber dieses unerhörten Ereignisses wollen

---

*) Deutsch-Oesterreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. J. W. Nagel, Docenten für deutsche Sprache an der kk. Universität Wien, und Jakob Zeidler, kk. Professor am Staats-Obergymnasium im III. Bez. Wien. K. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung. Carl Fromme. Wien. — So lautet der langathmige Titel, in welchem das „im III. Bezirk" total überflüssig ist; es fehlte nur noch die Privatadresse.

unsere heimischen Poeten zur Geltung bringen, sie nicht immer als Lückenbüßer behandelt sehen; ein Loos, das diesen bisher in jeder Litteraturgeschichte zu teil geworden, die in Deutschland erschienen ist. Wir weisen auf zwei solche, die litterarische Stellung Oesterreichs vernachlässigende Werke hin, die trotz ihrer geschickten Mache, welche jedoch einer unparteiischen und sachlichen Kritik nicht standhalten kann, eine verlegerfrohe Zahl von Auflagen erlebt haben: König und Leixner. Es ist darum sehr zu loben, daß sich unser Heimatland rührt, um seinen Parnaß coram publico zu bringen, der lange genug schon geschlummert hat. Die Herausgeber dieser Litteraturgeschichte haben einen großen Wurf gewagt, möge er ihnen auch gelingen! Noch stehn die österreichischen Litteratur-Journalisten, die Mitarbeiter der Tagesblätter, die für Geld schreiben müssen oder nur wollen, dem Unternehmen sehr spröde gegenüber, denn keiner aus ihrer verfehmten Clique wurde in die Nobelgarde der Mitarbeiter an der „Deutsch-Oesterreichischen Litteraturgeschichte" aufgenommen. Das war von den Heraus-

gebern sehr weise, wollten sie ihr bedeutendes Werk nicht zum Redaktions-Briefkasten eines gewöhnlichen Tagblattes machen.

Die ersten Hefte der „Deutsch-Oesterreichischen Litteraturgeschichte", welche die älteste Zeit behandeln, sehen sich vielversprechend an und tragen die Namen: Bekk (Salzburg), Altmann Altinger, Thassilo Lehner, Sebastian Mayer und H. Schachner (Kremsmünster) als Verfasser voran. Nicht einverstanden sind wir jedoch heute schon mit der höchst unglücklichen Zersplitterung der Mitarbeiter-Beiträge. Wir sind daher begierig, zu schauen, wie sich die Herren Herausgeber — die mit der Mückensieberei der Litteratur-Hausknechte à la Erich Schmidt und August Sauer nichts gemein haben — aus diesem Labyrinth retten, das gewaltige Material verständlich sichten und logisch ordnen werden, wenn sie zur Behandlung der neuesten Zeit kommen und speziell jener Litteraturepoche, die mit Alexander Schindlers Novelle „Der Schelm von Bergen"*)

---

*) Der Schelm von Bergen. Einer un-

— wohl ein Kabinettstück der Diktion und Erzählungskunst — ersten Anstoß gegeben, den archäologisch-historischen Romanschatz in Oesterreich zu heben und poetisch zu verwerten.

Wir müssen füglich obige Novelle zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung machen, obwohl sie nur schwache Anklänge an den historisch-archäologischen Roman hat, denn jenen Sensationsromanen der seligen Luise Mühlbach im Charakter der „Katakomben von Wien" und „Kaiser Josef und die Schusterstochter" fehlt das eigentümliche Kolorit und die vornehme Schreibweise. Aus Traun-Schindlers Novelle jedoch strömt — ist sie auch kein Produkt emsiger, mit Poesie durchsetzter Lokal- oder Archivforschung der archäologischen Rüstkammer — bereits jener Zauber, dem wir uns in den Werken eines Scheffel, Dahn, Freytag, F. W. Weber und Ebers (soweit sie deutsche Geschichte behandeln) so gerne hingeben.

---

verklungenen Sage nacherzählt von Julius von der Traun (Julius Alexander Schindler). Vierte unveränderte Auflage. Wien. Verlag von L. Rosner. 1885.

Die Herausgeber der ersten Deutsch-Oesterreichischen Litteraturgeschichte werden ein leises Gruseln kaum unterdrücken können, wenn sie bei jenem Abschnitte ihres Werkes endlich angelangt sind, der die österreichischen Dichter des historischen Romans würdigen soll und dabei an die Namen der obengenannten Lieblinge des benachbarten deutschen Parnaß denken müssen. „Woher nehmen und nicht stehlen!“ werden sie aufseufzen. Wo finden wir in den Donaulanden einen Freytag, einen zweiten Scheffel; wo einen Dahn und Ebers. Bei uns in der Ostmark ist man ja noch immer der Meinung, die heimatliche Litteraturgeschichte fange mit Grillparzer an und höre mit dem verantwortlichen Redacteur der „Neuen freien Presse“ auf!

Nun, so arg sind wir doch nicht bestellt; wir haben einen kleinen Dahn und Ebers; ja sogar einen kleinen Freytag in — Korsett und Schleppe. Klein sind sie noch, weil sie den richtigen Verleger nicht gefunden haben und ihnen die Anerkennung jener Presse fehlt, die wir in Oesterreich nicht haben: der litterarisch gebildeten Presse. Was bei

uns den Ton angiebt, sind Journalisten, die mit viel Talent aber wenig Wissen schreiben.

Unsere Presse bringt litterarischen Erzeugnissen, die dem heimatlichen Boden entwachsen, überhaupt kein Interesse entgegen, und so kommt es, daß unsere im folgenden zu besprechenden Poeten bei ihren Verlegern liegen bleiben, also thatsächlich „verlegt“ sind, um nie gefunden zu werden.

Ein zweiter Umstand gesellt sich noch dazu, insbesonders den Dichtern historisch-archäologischer Romane das Durchdringen möglichst schwer zu machen. Der Dichter des historischen Romans muß immer — soll sein Werk etwas wert sein — ein tüchtiges Stück Wissen in Geschichte und Altertumskunde mitbringen; doch darf er dieses Wissen nur unter dem Titel «Dr. phil.» schriftstellerisch verwerten.

Nun fügt es sich aber fast immer, daß solch ein Poet nie dazu kommt, ein Doktordiplom zu erklimmen. Und diese schauderhafte Thatsache, daß er kein Zunftgelehrter ist, bricht den Stab über ihn. Wie kann er, der nicht einmal

livrierter Diener im Museum für Volkskunde ist oder an einer andern wissenschaftlich beglaubigten Anstalt, sich unterfangen, etwas von Geschichte und Archäologie verstehen zu wollen! „Fort mit ihm und totschweigen!“ lautet die Losung*).

So breiten Presse und Zunftgelehrtentum das große Leichentuch der Vergessenheit über ihn aus; mortuus est!

Wie viele Ehrenstellen hätte man schon unserem Guido List an den Kopf geworfen, wenn er Dr. List wäre; hätte er auch seinen im ganzen vorzüglichen Roman**) „Carnuntum“ gar nicht ge-

---

*) Der Wiener Zunftgelehrten-Clique ist es z. B. auch auf's Kerbholz zu setzen, daß die einzige Sammlung ägyptischer Porträts von Theodor Graf von jener sauberen Gesellschaft Gelehrter (sollte man sie nicht lieber mit zwei „e“ schreiben?), die sich übrigens die Hände über den ganzen Erdball reicht, weil zu etwas Schlechtem sich überall Gleichgesinnte finden, einfach boykottiert, fürs Wiener Hofmuseum nicht angekauft wurde und nun in alle Welt verstreut wird! „Ja, zur Uebelthätigkeit, ja, dazu ist man bereit!“ sagt Meister Busch.

**) Carnuntum. Historischer Roman aus

schrieben, er wäre sicher längst mit der Hofrats-Patina der Akademie der Wissenschaften überzogen und der Verein Carnuntum hätte ihn längst schon zum Ehrenmitgliede gequetscht.

So wenig Interesse haben die wissenschaftlichen Zünfte, daß sie nicht einmal den Namen eines Autors richtig schreiben, der die Handlung seines bedeutendsten Werkes auf dem von ihnen durchwühlten Boden Oesterreichs spielen läßt. Was hätten die Herausgeber des trockenen Führers*) durch Carnuntum angefangen, wenn nicht der Roman Lists früher als ihr Mentor erschienen wäre! Lists Roman macht es doch nur allein möglich, mit Genuß den Spuren des stummen Wegweisers zu folgen, der uns über die Römerstätte geleitet.

---

dem vierten Jahrhundert vor Chr. von Guido List. 2 Bände. Berlin. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1888.

*) Im Führer durch Carnuntum von Dr. J. W. Kubitschek und Dr. S. Frankfurter, Wien, 1894 (R. L. Lechner, k. u. k. Hof- und Univ.-Buchhandlung (Wilh. Müller) steht unter „Litteratur" Guido Liszt! Das steht in der 3. umgearbeiteten und vermehrten Auflage!

Der Dichter hat das Original-Manuskript seines Romans dem Scheffelmuseum in Mattsee (Salzburg) gespendet und dieser wertvollen Gabe die Geschichte des Romans Carnuntum beigegeben; wir fügen sie hier im Wortlaut an, da sie in mehr als einer Richtung interessant ist.

Die Genesis meines Romans Carnuntum.

„Das habe ich zwar schon in der Vorrede zu „Carnuntum" gesagt, wie der Roman als Dichtung geworden ist; nicht aber das, wie er sich in der Mache, dem technischen Teil, der eigentlichen Arbeit, nach und nach herausgebildet hat. Solches sagt der Verfasser in der Regel ungern; es geht ihm so wie dem Mimen; auch der verschweigt gerne, was er hinter den Coulissen treibt. Die Geister, die ich zum Verdichten gerufen, die vermochte ich kaum mehr zu bannen, sie wollten nicht gehorchen, und der Zuzug meiner Gestalten schwoll und schwoll zum wilden Heer und so wuchs und wuchs mein Werk und nur mit Gewalt brachte ich's zum Abschluß.

Da sandte ich die Dichtung auf Reisen. Wie oft hatte sie an Verlegerthüren angeklopft und ward schnöde abgewiesen. (Dies zum Troste gefühlsweicher jüngerer Kollegen). Der eine meinte, zu ernst sei das Machwerk; der andre wieder frug, ob ich's zu meinem Vergnügen gemacht, weshalb er annehmen zu dürfen glaube, daß — da sich im aufgeklärten 19. Jahrhundert wohl niemand ein „Vergnügen" bezahlen lasse, aber für solches noch zahle — ich für das Vergnügen, „Carnuntum" gedruckt zu sehen, auch die Druckkosten zahlen solle! Das war unsagbar schlau! Ich dankte verbindlichst. Der Dritte hätte mir die Freude um die halben Druckkosten gegönnt. Der Vierte, Fünfte und noch etliche mehr hatten immer andere Redeblumen, welche sie wie Weinlaub um den Thyrsosstab wanden; um den Thyrsosstab, der da die Worte bildete: „Ausgezeichnet, aber nicht zu brauchen!"

So schickte ich meinen Roman immer wieder auf's neue — Schnallendrucken! So nach Handwerksburschenart: „Ein armes Manuskript thät gar schön bitten—". Da kam's endlich auch zum Rechten; der

war: die G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin. Der drehte das verzagte Manuskriptlein von vorne nach hinten, nickte beifällig und wackelte dennoch mißbilligend mit dem Haupt. Alles recht schön, recht künstlich, aber zu lang! zu lang! zu gelahrt! zu — langweilig; das liebe Lesevieh — o bitte tausendmal um Vergebung — das hochverehrte romanlesende Publikum des Volkes der Dichter und Denker liebt es nicht zu denken; es will seine geistige Kost schon etwas vorgekaut haben. Also bitte mein Gutester, noch etwas mehr verkauen und womöglich auch etwas vorverdauen. Die wissenschaftlich-langweilig-breitspurigen Breitseiten auslassen, und kürzen, kürzen, kürzen! Auch den Titel! „Von Stilifrieda nach Carnuntum!" Beim „m" angelangt hat unser liebes Lese-chen-Publikum bereits den Anfang des Titels vergessen. Also nicht vergessen, der Titel darf nur ein Wort sein, in das Alles gelegt werden muß.

Also ging mein Roman wieder heim. Ich kürzte; anfänglich mit der Papierschere, dann aber schrieb ich flott aufs neue. Nach zehn Monaten war „Car-

nuntum" fertig. Und ich erhielt dafür Honorar und das kein schlechtes. — Vielleicht wird dem einen oder andern, der heute noch im Flügelkleide der Vorgeburt in den höheren Aetherregionen schwebt, einmal der Grundplan meiner Dichtung nicht wertlos erscheinen, und darum sei es mir gestattet, die Urschrift, soweit selbe noch erhalten, als Zeichen meiner hohen Verehrung dem Scheffelmuseum zu widmen. Sollte jenes vorgeahnte kommende Geschlecht sich aber doch mit meinen Dichtungen nicht befassen wollen, dann wird es doch wenigstens geräumige Papierkörbe besitzen, welche sich an solch umfangreichem Manuskripte nicht den Magen verderben.

Vindomina, 11. Mai 1891."

Es war vom Verleger Grote recht wacker, daß er den Dichter ordentlich honorierte und „das verzagte Manuskriptchen" des Romans „Carnuntum" um einen ganzen Band verkürzte; so wie er jetzt vorliegt, in zwei Bänden, ist er just lang genug. Weiter ausgedehnt, wäre ihm das Geschick von F. Dahn's „Bissula" geworden: der

Leser legt dies Buch erschöpft aus der Hand.

Vor allem sei gesagt, daß das Geleitwort „Zum Anhub" des Romans „Carnuntum" ein vollständiger Erfolg jener großen Kunst ist, welche den Leser sofort gewinnt und sich ihn für den ganzen Roman zum Freunde macht. Liebenswürdiger ist der Leser noch nie eingeladen worden, dem Autor zu folgen; ebenso reizend und fesselnd wie List hat nur noch ein Dichter, Scheffel, im Vorwort zu „Ekkehard" den Fleck Erde geschildert, wo ihm Frau Muse gekommen, wo er zur Schöpfung seines Werkes gepackt wurde. Er sagt:

„Schon wollte ich die Feder spitzen zu einer überaus gelehrten Abhandlung über Geschichtsfälschung; schon lag der Plan fix und fertig in meinem Kopfe, wohl eingeteilt in absichtliche, unabsichtliche, systematische, politische, patriotische 2c. Geschichtsfälschungen, als mir ein Buch in die Hände fiel, das mich vor solcher Unthat bewahrte. Es war mein Lieblingsbuch: Scheffels „Ekkehard". Da steht deutlich auf der ersten Seite zu lesen: „Dies Buch ward ver-

faßt in dem guten Glauben, daß es weder der Geschichts-Schreibung noch der Poesie etwas schaden kann, wenn sie innige Freundschaft miteinander schließen, sich zu gemeinsamer Arbeit vereinen.“ „Scheffel ist mein Mann!“ jubelte ich auf. „Schabab, Perle aller Wissenden!“ sprach da mit feinem Lächeln der froh erwachte Poet in mir zum gelahrten Archäologen. Der lächelte gleichfalls und verduftete.

In diesem wonnesamen Augenblick hatte ich vom Geiste dies Büchlein empfangen.

Noch aber war's nicht geschrieben; es irrlichterte nur so um mich her. Aber wohlig ward mir zu Mut, unsagbar leicht. Da nahm ich lilienunschuldweißes Schreibpapier und begann die Geister zu bannen, die mich umschwebten. War das ein vergnüglich Schaffenswerk! Oft kams über mich und zog mich hinaus, dorthin, wo sich just meine noch körperlosen Gestalten tummelten; hüben und drüben der Donau. Wie oft hab' ich dann im Mondschein unterm Heidenthor geträumt; wohlgemerkt erst dann, wenn das Ge-

treide eingebracht war, denn früher hätte mich der Flurschütz gepfändet."

So, in prächtiger Selbstironie, die den echten Poeten kennzeichnet, gehts fort bis zum Schluß des meisterhaften Vorworts. Trotzdem unserem Dichter Scheffels Muse erschienen, ist er nicht zum Nachtreter des Meisters geworden, weder in der Sprache, noch in der Charakteristik der Personen, noch im Bau der Handlung. Und dadurch steht der Roman „Carnuntum" weit über den meisten Schöpfungen historisch-archäologischer Romane nach Scheffels „Ekkehard". Wir haben seiner Zeit die Schule Scheffels*) behandelt und gehen heute auf denselben Gegenstand nicht weiter ein. List hat seinen Roman in 22 Kapitel eingeteilt; feine Ciselierarbeit, alles klappt und ist festgeknüpft und gut gewoben. Kein Kapitel ist zu lang, keines zu kurz, eine Kette, deren Glieder genau ineinander greifen. Erchantaug, der das Germanentum verkörpert, hat

*) Der Scheffel-Bacillus. Eine litterarische Diagnose von A. Breitner. Litteraturbilder fin de siècle. 1. Bändchen: Scheffel. 1896. J. Schweitzer Verlag, München.

die Handlung zu tragen; ein Germanenheld, wie er selbst von unserem Felix Dahn nicht besser geschaffen wurde. Die Frauengestalten des Romans sind nicht minder gut gezeichnet. Ueberaus glücklich ist das sagenhafte Element in die Handlung verflochten. Aufbau, Knotung und Lösung befriedigen und entwickeln sich, ohne den Leser plötzlich stutzig zu machen, wie das z. B. oft in Ganghofers langatmigen Romanen der Fall ist; da weiß der Leser oft nicht, wann die eigentliche Erzählung beginnt, wann die Hauptpersonen eingreifen, um den Leser zu fesseln; zu viele Episoden! Dagegen sind die landschaftlichen Schilderungen Ganghofers unübertrefflich gelungen.

In einen anderen Fehler ist List verfallen, den er leider mit allen seinen Kollegen in Apoll gemein hat, soferne sie das Germanentum im Existenzkampfe mit den Römern darstellen; der Römer ist ausnahmslos immer der schlechte Kerl. Uns gefällt diese Einseitigkeit nicht; um jedoch an Lists Werk, das so reich an Vorzügen ist, keinen Fehler zu finden, sei der Spruch „de gustibus“

beherzigt. Ueberdies kommt es unserem Dichter zu gute, daß er selber Germane durch und durch ist; deutsch ohne Deutschtümelei.

Nicht wenig Aufsehen machte es in Wien — auch viele gute und schlechte Witze waren die natürliche Folge dieser Schrulle — als List in einem öffentlichen Vortrage verlangte, die klassischen Göttergestalten auf den Palästen der Staatsgebäude mit germanischen Göttern und Helden zu vertauschen! Das sieht dem Schöpfer der Recken im Romane „Carnuntum" gleich, geht aber denn doch zu weit ins Humoristische! Thor, Freya, und in der beiden Mitte der Herr Dr. Lueger auf dem Parlamentsgebäude — eine prächtige Komposition!

Dem Roman „Carnuntum" blüht ruhmreiche Zukunft, wenn man einmal bei uns gelernt hat, die heimatlichen Dichter mit demselben tiefen Patriotismus zu lieben, den unsere deutschen Nachbarn ihren Poeten entgegenbringen; wenn Oesterreich seine Dichter endlich kennen wird, wenn es endlich einmal dort ein Litteraturblatt giebt, das die Werke der Sänger an der Donau dem

großen Publikum vorführt. Wir müssen hier die unglaubliche Thatsache anführen, daß es in Oesterreich keine Zeitschrift giebt, die sich ausschließlich mit Litteratur befaßt; der poetischen Produktion mit Sachkenntnis und Eifer folgt. Das vor wenigen Jahren begründete Litteraturblatt der Leo-Gesellschaft trägt alle Nachteile eines Vereins-Blattes, und was es an Buchbesprechung bringt, steht selten über dem Niveau der Schablonekritik. Zudem decken sich seine Buchbesprecher mit Anonymität, was dem Blatte nur schadet. Dann sind noch „Lechners Mitteilungen"*) erwähnenswert. Das dünne Blättchen hätte einen tüchtigen Redacteur, zählt jedoch nur die Kunden der Lechner'schen Buchhandlung zu seinen Abnehmern und Lesern. Der Umstand, daß die

*) Die meisten Wiener Tagesblätter stehen unter Botmäßigkeit dieser renommierten Buchhandlung, denn Buchbesprechungen und Anzeigen schließen stets mit dem ominösen: „Vorrätig bei R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung, Wien, 1. Bezirk, Graben Nr. 31." Nur wenige Autoren sind so glücklich, von dieser angesehenen Firma protegiert zu werden.

deutschen Verleger in dem Blatte ihre „gehenden" Autoren inserieren und besprechen lassen, raubt dem Redacteur von vornherein die Möglichkeit, unparteiisch zu sein. Die Zeitschrift „Neue Revue" bringt vorzügliche Artikel, aber ja nicht über österreichische Poeten; die „Oesterr.-Ungarische Revue" fristet ein Dasein im Verborgenen, man hört kaum von ihr. Eine jüngstbegründete Zeitschrift, „Die Zeit", hat auch nie Zeit für die in Ehren ergrauten Musensöhne der Ostmark. Das Hauptgenie der „Zeit" bearbeitet übrigens nur fleißig die eigene Reklametrommel, die mit einem unqualifizierbaren Fell überzogen ist. So stehen die Verhältnisse, und unter solchen müßte ein ehrlich strebender Poet mit seinen Werken Colportage treiben, wollte er sie bekannt machen.

Wir mußten diese traurigen litterarischen Wahrheiten, die uns fast zu weit ab vom gesteckten Ziele führen, betonen, um es begreiflich zu machen, wie es kam, daß selbst ein Talent wie Guido List bis heute nicht nach Verdienst zu Anerkennung gelangte.

Dem Roman „Carnuntum" ließ er zwei Jahre darauf ein Buch*) folgen, wie es in seiner Eigenart bisher nicht geschrieben wurde. Wir halten es für die Frucht jener Studien, welche der Verfasser gemacht, als er die Quellenforschung für seinen Roman betrieb, obwohl er in dem Vorworte dieses merkwürdigen Buches, das er „Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder" betitelt, keine Erwähnung davon macht. Spielend bringen diese Aufsätze dem Leser ein schönes Stück Wissen bei, das er im Gewande der trockenen Wissenschaft nie und nimmer erfassen und lernen würde. List übt hier ähnlich die Art seines Genossen an der Seine, Jules Vernes, dem Leser alle Zweige der Wissenschaft beizubringen, spielend, ohne daß es der Laie merkt, welch schweren Stoff er aufzunehmen hat. In die Form des Romans gießt der Franzose die zähe Masse und knetet sie dem Leser zurecht. Lists Mittel ist

*) Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder von Guido List. Berlin. Verlag von Hans Lüstenröder. 1891.

gleichfalls der Erzählerton nnd das Lokalkolorit; mit diesem überzeugt und berückt er den andächtigen Lauscher; jedes der Bilder fesselt diesen bis zum Schlusse und läßt ihm das beseligende Gefühl, nun die Merksteine seiner Heimat zu kennen.

List beginnt in den deutsch-mythologischen Landschaftsbildern mit der Umgebung Wiens, geht dann auf den Hermannskogel, das Höllenthal, den Venusberg bei Traismauer u. s. w. über und schließt mit dem Zauberschloß deutscher Sage, mit dem Untersberg, der aber mit dem des salzburgischen Sagenkreises nichts gemein hat. Ganz vorzüglich sind des Verfassers ethymologische Untersuchungen gelungen, weil sie leichter zu verdauen sind als beispielsweise jene Ludwig Steubs, der sie für furchtbar ernst hält.

Wenn List den Wortforscher macht, sieht man seine Lippen ein schelmisches Lächeln umspielen, als wollte er sagen: Wer weiß, ob's wahr ist! Trotzdem entbehren seine Arbeiten nicht ernster Grundlage.

Den deutsch-mythologischen Landschaftsbildern folgten: „Tauf-, Hochzeits- und Begräbnisgebräuche und deren deutsch-mythologischer Ursprung“; „Jung Diethers Heimkehr“, eine Sonnenwendgeschichte aus dem Jahre 488 v. Chr.; ein skaldisches Weihespiel „Der Wala Erweckung“ und die „Geschichte des Humanisten Konrad Seltes“, die in der von List neubegründeten Zeitschrift „Literaria Sodalitas Danubia“ erschien. Alle diese Arbeiten zeugen von vollständiger Beherrschung des Themas, wenn auch hie und da der Poet dem Gelehrten ins Genick schlägt.

Während dieser Arbeiten erwartete List den Erfolg seiner Schöpfung „Carnuntum“; trotz des namhaften und rührigen Verlegers Grote in Berlin konnte er mit dem Absatz der Dichtung in Oesterreich nicht zufrieden sein. Das fraß dem Dichter tief ins Herz; aber er ist nicht der Mann, der verzagt. Wären doch nur alle Poeten so wenig eitel wie List! Er sagte sich: „Carnuntum“ ist nicht geraten, versuchen wir's nochmals! Und sechs Jahre darauf erscheint

sein zweiter Roman*); wir möchten ihn noch schöner nennen als den ersten, wenn der allgemeine Begriff „schön" bei Beurteilung litterarischer Arbeit erlaubt wäre. Es wird manchen geben, der „Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur", dem Roman „Carnuntum" vorzieht; uns jedoch schmeichelt dieser wegen seiner Ortsfärbung; sein Schauplatz ist uns vertrauter als jener der „Pipara". In diesem zweiten Werke des Dichters — Cäsar Gallienus und des Königs Attal Kind sind die Hauptgestalten — kommt das germanische Element noch schärfer, die Handlung fast ganz beherrschend, zur Geltung. Die Charaktere in diesem Romane, selbst die der Nebenpersonen, könnten nicht markiger und treffender sein. List wurde der Geister, die er rief, vollständig Herr. Um in den Ernst der Handlung, die sich im ganzen an die historische Thatsache knüpft, goldenen

*) „Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur." Historischer Roman aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. von Guido List. 2 Bände. Leipzig, Litterarische Anstalt. August Schulze. 1895.

Humor zu bringen — der Leser soll sich ausruhen können von Tücke und Schwertschlag — hat der Dichter in gottbegnadeter Stunde den Guarden Kadolz erfunden, der — wenn eine Parallele gestattet ist — unserem Liebling Romeias im „Ekkehard" an Kraft, Saft und Humor würdig zur Seite steht. — Nun, vielteurer Leser, höre und staune: Ueber diesen durchaus willkommenen Roman — die Romane von Ebers, Dahn, Eckstein, Scheffel, Heimburg, Eschstruth und Frau Werner sind doch dem deutschen Volke willkommene Werke — schrieb die „Neue freie" tonangebende „Presse" in Wien thatsächlich 20 Zeilen im Abendblatt vom 19. Juni 1896 und zwar „schon" ein Jahr nach Erscheinen des Buches! Diese Thatsache ist rot anzustreichen und zu registrieren, denn unser Eliteblatt hat in seinem Feuilleton nur für Lindau, einen ganz unbekannten Herzig und für den belletristischen Massenmord Karl von Thalers Platz, der Buchbesprechungen jährlich einmal schockweise im Feuilleton abthut*); es sei ihm zu-

*) Alle Autoren und Verleger, die der

gestanden, daß er mit Grandezza arbeitet. Weiters hat das genannte Tagblatt in seinem Feuilleton noch Raum für pikante Bearbeitung von Theaterskandalen; wie im Jahre 1897, als der Intendant der Pester Oper von den Ballet-Elevinnen Liebes-Hekatomben forderte; diese Opfer wurden im Feuilleton der auf hohem Roß sitzenden „N. f. P." überaus ausziehend geschildert. Dagegen war für die „Kritik" des Romans „Pipara", den ein österreichischer Dichter geschaffen, nur ein Raum von zwanzig Zeilen bestimmt. Trotzdem wäre dieses litterarische Almosen ein Triumph für den Dichter, wenn es über dem Niveau journalistischer Besprechung stünde, denn es bezeugt, daß Lists Buch so gut war, daß die „N. f. P." von ihm Notiz nehmen mußte, wollte sie sich nicht bloßstellen. Leider können wir ein anderes Wiener Blatt, das diesen Roman besprochen hätte, nicht verzeichnen, trotzdem wir die Litteratur unseres Dichters fleißig sammeln. So

„N. f. P." Bücher „schenken", sind sofort totzuschlagen!

stehen die litterarischen Verhältnisse in Wien!

Als der Verein „Deutsches Haus“ in Brünn seinen Mitgliedern eine Weihnachtsgabe widmen wollte, da ward Guido List berufen und der Nimmermüde dichtete die „Walkürenweihe“*), welche er der hochsinnigen, echt deutschen Frau, Frau Viktorine Wannieck zueignete. Die „Walkürenweihe“ beginnt mächtig und klingt in kräftigen Accorden aus. Wenn sie doch nicht in Alliterationen gedichtet wäre! Das ist für uns Epigonen eine schwer verdauliche Speise; einfach zum Hinwerden! Wilhelm Jordan hat die Rücksichtslosigkeit begangen, drei Bände Nibelunge-Alliterationen zu verbrechen; dies sei ihm ebensowenig verziehen, wie unserem wackeren List seine 99 Seiten Oktav in Stabreimen. Soll man nicht laut auflachen, wenn „widrige Wehewurzeln“ von Zeile zu Zeile perlend purzeln! Einen solch

*) Guido List. Walkürenweihe. Weihnachtsgabe des Vereins „Deutsches Haus“ in Brünn an seine Mitglieder. Sämmtliche Rechte vorbehalten. Brünn 1895. Eigentum und Verlag des Vereins „Deutsches Haus“.

zweifelhaften Genuß läßt man sich von Richard Wagner vertont gefallen, weil man ja nur für Dekoration und Musik Aug und Ohr hat.

Nun sind wir mit den Werken Lists so ziemlich zu Ende. Erwähnenswert sind noch die historische Studie „Die Gründung Oesterreichs"*) und die melodramatische Mythendichtung „Ostaras Einzug"**), welche von Karl Sipek in Musik gesetzt wurde. Dem Fräulein Anna Wittek, der unvergleichlichen Vortragskünstlerin der Gelegenheits-Dichtungen Lists, zu Ehren sind diese Verse skandiert.

Der Litteratur-Professor wird in den Dichtungen Lists manches finden, woran er nagen kann, denn es ist sein Metier „scharfes Benagen harmlosem Genießen vorzuziehen"; die modernen Litteratur-Jungen werden sich von der ehrlichen Dicht- und Sangesweise Lists mit Entsetzen abwenden, aber der Unparteiische

---

*) Wien 1891. Sonder-Abdruck der „Deutschen Zeitung".

*) Wien 1892. Sonder-Abdruck der „Ostdeutschen Rundschau".

wird die Werke unseres Dichters weder wertlos noch — langweilig finden; ja, kein Blatt in den Werken dieses Poeten ist langweilig, und das scheint uns die Hauptsache!

Wir schließen unseren Versuch über die Werke Lists mit den vortrefflichen Worten Fritz Lienhardt's, die er in einem Heft der „Deutschen Bausteine" (Berlin, Lüstenröder) ausspricht: „Guido Lists Werke bieten mannigfache Anregung. Aber nur für jene, die mit der Stimmung des verinnerlichenden, grübelnden Weltschmerzes, der von Byron und seinen zahllosen Lebensleuten an bis herab zu den Naturalisten diesem Jahrhundert das Gepräge gegeben hat, gebrochen haben; die nicht im Anatomie-Saal oder in psychiatrischen, physiologischen, psychologischen Lehrbüchern, auch nicht in der unreinen Luft großstädtischer Hinterhäuser, Salons und Frauenboudoirs die wahre Vorschule für den deutschen Dichter erblicken, sondern im Leben und Weben, im Singen und Sagen, in Landschaft und Geschichte des Volkes. Jedes waldfrische Märchen wäre heute

auf die überreizten Nerven unserer fin-de-siècle-Schriftsteller von gesünderem Einfluß, als die ausgetipfelten Spitzfindigkeiten sexueller oder socialer „Probleme“. Im Volkstum, im Volkston, in der Volkskunde liegt die Erlösung unserer Poesie!“ Und diese Elemente sind Guido Lists Helfer, er schöpft aus der Hippokrene goldklarer Poesie seines Volkes.

Und wollte uns einer fragen: Wie sieht doch dieser Wundermann aus? Eine mittelgroße Gestalt ist unser Poet; breitschultrig und starkknochig; hohe, schöne Stirne, auf welcher die Schnitterin Zeit fleißig gemäht; bis zum Nacken hinab wölbt sich in schönem Bogen der Schädel. Bis zur Brust herab wallt der schwarze Bart, und der volle Schnauzbart ist — wenn nicht just aufgewichst — einem Hexenbesen nicht unähnlich. Das schwarze große Auge spricht „Flamme und Blaufeuer“, den Lippen entströmt sanfte Rede wie das Seufzen der Dryade.

Die Büste vor uns, von Lists vertrautestem Freunde, dem Bildhauer Ambros Bei in Wien modelliert, ist recht gut gelungen, nur fehlt ihr ein

charakteristisches Merkmal: Lists spitzzulaufender Cylinder, unter welchem er einem Perserkönige — wie sie uns bekannte Reliefs erhalten haben — nicht unähnlich ist. Geradezu frappant ist Lists Aehnlichkeit mit Georg Ebers, mit welchem er die Herzensgüte gemein hat.

Wenn wir noch mitteilen, daß Guido List wegen seines Augenleidens (grüner Star) genötigt ist, zwischen der Spalte eines Lineals, das er von Zeile zu Zeile schiebt, zu schreiben, — diese Ausdauer ist wahrlich zu bewundern! — so haben wir alles gesagt, was unsere Leser interessieren könnte.

Am 7. April 1897 beging der Dichter im engen Freundeskreise das fünfundzwanzigjährige Schriftsteller-Jubiläum, von Theodor Antropp, dem Litteratur- und Theaterreferenten der „Ostdeutschen Rundschau" eingehend gewürdigt.

Josef Freiherr von Doblhoff.

Zum sechsundzwanzigjährigen Schriftsteller-Jubiläum.

Was wird dieser hochbedeutende Gelehrte und tüchtige Schriftsteller sagen, wenn wir die Besprechung seiner Werke mit einer Novelle beginnen, die nur 33 Seiten Oktav im Umfang hat! Entweder wird er lächeln oder die über seinem Schreibtisch hängende gewichtige antike Inschrift-Tafel herabnehmen und sie uns bei nächster Gelegenheit an den Kopf werfen! Denn dieses Epitaph gab ihm die Anregung zu seinem Lieblingswerk, zum dreibändigen Roman „Julia Festilla"*) und — wir sind so ruchlos,

---

*) „Julia Festilla". Ein Liebesroman aus Römisch-Helvetien. Von J. von Doblhoff. Erster Band: Aelius. Zweiter Band: Lesbia. Dritter Band: Caninia. Wien. Verlag von Georg Paul Faesy. 1885.

die kleine Novelle „Das Bild des Patronus"*) für ein besseres Werk, ja, für ein tadelloses Dichterwerk zu halten. Er möge nicht zürnen, wir stellen auch Scheffels dickleibigem „Ekkehard" seine nur 37 Seiten (Duodez) lange Novelle „Hugideo" ebenbürtig an die Seite. Unser Urteil wird durch die stets zunehmende Auflage dieser „alten Geschichte" bestätigt. Deshalb möchten wir auch „Das Bild des Patronus" vor allem als Büchlein für sich sehen, nicht in der Sammlung „Erzählungen aus Salzburg, Stadt und Land", denn zum prächtigen „Patronus" paßt der „Bergputzer" ebensowenig wie „Halt! Eine Grenzzoll-Idylle". Wir können uns niemanden vorstellen, der diese drei Novellen in einem Athemzuge lesen würde. Hinaus mit dem „Patronus" und ihn allein in die Welt geschickt, er wird seinen Weg machen! Die Novelle — ganz nach dem Rezepte Lessings, dem Leser auch Gelegenheit zum Denken zu

*) „Erzählungen aus Salzburg, Stadt und Land", von Paul Deviloff. Salzburg 1894. Mayrische Buchhandlung (Ed. Geiger).

geben, gelungen — muß in die Zahl jener auserwählten Büchlein kommen, die alle Zeit überdauern, die wir immer und immer wieder aus der Bücherei holen, um uns an ihnen zu erbauen, um in alten Tagen ein Stück junger Liebe zu leben. Diese Zahl wird durch Doblhoffs „Bild des Patronus" vervollständigt, denn sie beherrschte bis heute nur Stoffe aus dem Mittelalter und der Neuzeit: Geschichtliches, Märchen und Sage. Wer würde sie nicht kennen, die herzigen, lieben Bücher: „Hermann und Dorothea", „Die bezauberte Rose", Hauffs „Lichtenstein", „Undine", „Waldfräulein", „Die Pilgerfahrt der Rose" von Michael Horn, „Otto der Schütz", Grieses „Eva", „Waldmeisters Brautfahrt", „Amaranth", „Was sich der Wald erzählt", „Prinzessin Ilse", „Vergißmeinnicht", Walesrodes „Storch von Nordenthal", „Lorle" und „Barfüssele", Velis „Meereswellen", Woenigs „Diclytra", Forstenheims „Schöne Melusine", Stifters „Hochwald", Ohorns „Die Madonna", „Sommermärchen", „Trompeter von Säckingen", „Hugideo", Leanders „Träumereien an französischen Kaminen"

und Löwes „Amatus“. Wir haben sie alle aus unserer Hausfrau Bücherschatz geholt, um ja keinen der lieben Freunde zu vergessen. Vielleicht kommt manch einem unserer Leser auch eine einsame Thräne ins Auge, wenn er diese Goldschnitt-Lieblinge vergangener Zeit passieren läßt! Mit Doblhoffs „Bild des Patronus“ hat nun die deutsche Jungfrau auch ihr germanisch-römisches Goldschnitt-Liebespaar im edelsten und besten Sinne des Wortes.

Im Gebiete des Untersbergs spielt die Erzählung. Die Germanin Lyce und der Bildhauer Iccius sind Gestalten, um welche den Dichter jeder unserer vielgelesenen Autoren beneiden kann. Der Dialog dieser beiden Menschen — römische Kultur und ehrliche Germanenliebe im Kampfe um Treue und Leben — darf sich mit ähnlichen Scenen in unseren Klassikern messen. Wie einzig schön in seiner kraftvollen Kürze und Naivetät ist — um nur eine Stelle zu nennen — das Zwiegespräch, das sich durch die Frage Lyces entwickelt: „Was ist das Meer, Iccius?“ und der Römer schildert seinem Weibe, der jungen

Barbarentochter, das Meer und die Schönheit jener anderen ferneren Welt jenseits der Alpen. Unwillkürlich erinnert diese Scene an jene im „Tell"; dort fragt der kleine Walther: „Giebts Länder, Vater, wo nicht Berge sind?" Ein ebenso naives Kind ist die im Urwald auferzogene Lyce, in ihren rotblonden Flechten, die den herrlichen Leib überwogen.

Nun greift unsere Hand eine schwere Masse aus der Bücherei; wir müssen die Finger fest zusammendrücken, sollen uns die drei glatten Bände nicht entfallen: Doblhoffs „Julia Festilla", 797 Seiten! Davon kommt der vierte Teil auf die gelehrten Anmerkungen. Diese sind seit Scheffels „Ekkehard" von den Poeten erfunden, um die Handlung des Romans wahrscheinlich zu machen; ein ganz guter Witz. Wir sagen seit Scheffels „Ekkehard", denn Gottschall*)

---

*) „Nord und Süd". Eine deutsche Monatsschrift. XXXII. Band. Januar 1885. 94. Heft. Breslau und Berlin. Druck und Verlag von S. Schottlaender. Der archäologische Roman. Ein litterarisches Essay von Rudolf von Gottschall.

hat nicht recht, wenn er in seinem gewiß vorzüglich geschriebenen Essay die Menükarte zum archäologischen Roman bei Bulwer sucht und dessen „Letzte Tage von Pompeji" zum Ausgangspunkt aller seither erschienenen historisch-archäologischen Romane macht; mit Scheffels Buch hat eine ganz neue Aera für diese Art Roman begonnen, und für sie ist charakteristisch, was Dr. Hans Widmann*) vom Dichter eines solchen Werkes belletristischer Archäologie verlangt: „Ein solcher Verfasser muß im unerschöpflichen Schachte echtesten Volkstums graben und alle die kleinen, unscheinbaren Einzelheiten des Landstriches sammeln", den

---

*) Verfasser der Chronika der fuernemben, fuerstlichen Festung Hochen-Saltzpurg von der Römer Zeiten bis auf gegenwaertiges Jahr Christi 1650. Zu Nutz und Besten derer von Adel und Geistlichkeit (nit minder Burger und Inwohner der loeblichen Stadt Saltzpurg) auch zureisender Fremden aus den bewaehrtesten Auctoribus zusammengetragen durch Hansen Widmann von Mieringen, Sr. Hochfürstlichen Gnaden von Saltzpurg Rath und Pfleger selbiger Vestung. Zum erstenmal in Druck ausgegangen und zu finden bei Hermannum Kerbern, Buchfuerer und Verlegern in Saltzpurg. 1895.

er zum Schauplatze seiner Erzählung macht, „seien es alte Bücher oder Bilder, Kleinkram oder Urvätermöbel, oder, was noch mehr als diese wert ist, Fabeln und Sagen, Gebräuche und Sprüche, noch nicht vom Strome der Gegenwart fortgespült. Er muß Volksmundart und Lied, Sang und Sitte aufzeichnen, er muß in Pergamenten und Historienbüchern nach den geschichtlichen Ereignissen des Gaues (den er verdichten will) forschen. All dieses aber bleibt nicht toter Stoff, sondern vom Geiste des Dichters beseelt, nimmt es Form und Farbe an, leibt und lebt, haßt und liebt, kämpft, siegt, weint, lacht."

Wir müssen uns begnügen, dies mit Hinweis auf den einschlägigen Versuch „der Scheffel-Bacillus" in unseren Litteraturbildern festzustellen, da die eingehende Behandlung des umfangreichen Themas hier zu weit vom Ziele führen würde.

Am kürzesten wären wir mit „Julia Festilla" fertig, wenn wir sagen dürften: wir brauchen nach Bulwers berühmtem Buch überhaupt keinen Römer-Roman mehr! Ecksteins „Claudier" und sein dreibändiger „Nero" sind trotz ihrer

Schönheiten ebenso überflüssig. Sind ja doch bis auf den heutigen Tag eine Unmasse solcher Romane geschrieben worden und — einer sieht dem andern gleich, wie zwei große Papierbogen! Es giebt nicht so viele historische Erzählungen, die uns das Mittelalter schildern als solche, welche das Römertum in allen seinen Licht- und Schattenseiten zeigen.

Der gewaltige Eckstein — überflüssig? das ist denn doch zu grausam! Das große Talent formt auch aus abgebrauchtem Sujet Treffliches; die raffinierte Behandlung macht auch die „Claudier" und den „Nero" zur spannenden Lektüre und Doblhoffs „Julia Festilla" begründet der noch von keinem Autor bepflügte Boden des römischen Helvetien. Bulwer sah das ausgegrabene Pompeji vor seinen Augen liegen und erfüllte es mit lebensvollen Gestalten, wie nur wenige Dichter nach ihm es mit gleicher Kraft vermocht. Doblhoff studierte das ganze archäologische Gebiet Helvetiens, eine Riesenarbeit, die er in den „Monatsblättern des wissenschaftlichen Klub in Wien" niederlegte,

und dichtete nach Jahr und Tag, fast befreit vom gelehrten Ballast, seinen Roman. Er hat nur den einen Fehler begangen — mögen andre besser urteilen — seine Dichtung auf allzu tragischem Kothurn einherschreiten zu lassen. Der Dichter führt uns durch eine düstere Halle, an deren Säulen das versöhnende Grün des Epheus fehlt und der Ausblick in das goldene Licht des Tages; nur der wolkenschwere graue Himmel schaut durch die Säulen, und zu Füßen breitet sich das unendliche Meer, bleischwer und todesdrohend. Die successive Vernichtung einer schuldlosen, von den Moiren verfolgten Familie, der Camilli, ist kein Lied für unser Ohr. Ueberdies stört die oftmalige Verlegung des Schauplatzes der Handlung die Andacht und Aufmerksamkeit des Lesers. Der ausgedehnte Stoff begründet wohl dieses kontinuierliche Zerreißen und Wiederknüpfen des Fadens, aber schließlich hätte der Dichter diesen nicht so lang spinnen sollen! Der Leser ist eben immer der unschuldige Engel! — Den Humor, wie ihn List bietet, vermissen wir in der „Julia Festilla" schwer. Einen

kleinen Anlauf zu dieser Würze finden wir zwar im III. Kapitel des I. Bandes, in welchem der Leser mit dem Zolleinnehmer Nansa, der dem schmackhaften Helvetier zuspricht, bekannt wird; aber mit dem letzten Tropfen des guten Weines hat auch der Leser den letzten Tropfen Humor genippt. Das ist sehr zu beklagen, denn ohne diese Zuthat ist ein so schweres Rüstzeug, wie es die Antike ist, nicht zu tragen, die Sprache ist uns auch gar zu würdevoll, oft zu docierend.

Nicht geleugnet sei, daß sich viele Scenen zu hohem poetischen Fluge erheben; so darf vom Kapitel „Hymeranus" ungescheut gesagt werden, daß es an Glut seelischen Hineinlebens ein schwer zu übertreffendes Juwel dichterischen Fühlens und Erfindens ist. Einige Unwahrscheinlichkeiten, z. B. das Zusammentreffen des Aelius, Julias und Lesbia's (Kapitel V, „Venus", I. Band) kann der Leser schon in Kauf nehmen. In den Anmerkungen der drei Bände ist eine geradezu erdrückende Menge archäologischen Wissens abgelagert, die den Leser — wenn er sie liest! — von

der umfassenden Bildung des Verfassers, die jener Goethes nahe kommt, überzeugt, ihn aber auf die Dauer — langweilt! Diese gelehrte Garnierung vermissen wir bei List und den folgenden hier besprochenen Autoren mit Freuden, konnten und können sie auch nur bei einem vertragen — bei Scheffel — wo sie neu war und kurz ist!

Lassen wir die subjektive geringe Freude an „Julia Festilla" außer acht. Doblhoff darf sich immerhin mit diesem Roman in die Reihen der deutschen Dichter des historisch-archäologischen Romans stellen, der von Bulwer an bis hinauf zu Georg Ebers einige deutsche Verleger in die beneidenswerte Lage gebracht hat, sich von Austern und Trüffeln zu nähren! Was wir persönlich in Doblhoffs Römer-Roman vermissen, das hoffen wir in seinem kommenden Werke „Thiemo von Salzburg" zu finden, das als Manuskript im Archiv des „Museum Carolino Augusteum" in Salzburg unter Schutz und Schirm seines trefflichen Direktors, Dr. Alexander Petter, geborgen liegt. Als Manuskript! Der Verfasser ist näm-

lich nicht gelaunt, auf eigene Kosten drucken zu lassen. Wie wärs, wenn die „Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“, die in den jährlichen „Mitteilungen“ ihren Mitgliedern meistens so viel schwer verdauliches, trockenes Zeug auftischt, den Roman „Thiemo“ drucken ließe; es wäre nicht satzungswidrig, denn Zillners „Geschichte der Stadt Salzburg“, eine Arbeit, die allein in die „Mitteilungen“ gepaßt hatte, wurde auch auf Gesellschaftskosten gedruckt. Die Publikation des Romans „Thiemo“ wäre ein schöner Dank für den Dichter, der seit vierzehn Jahren in Salzburg lebt und für die Erhaltung der ehrwürdigen Denkmäler dieser Perle Oesterreichs schon mehr Tinte verspritzt hat, als ihre Bürger verdient haben und verdienen.

Die erste Anregung zum Roman „Thiemo“ gab dem Dichter die Schrift Schmund's über „Thiemo“. Wilhelm Neumann (Wien) ließ ihm die Idee aufkeimen, die Zeit Thiemos zu wählen. Ueber das Ende dieses historisch interessanten Mannes im heiligen Lande und über den Kreuzzug Welfs und der Itha

hatte Neumann geschrieben. Doblhoffs Roman nahm jedoch eine Richtung, welche Neumann nicht genehm war; über das Warum ein andermal. „Thiemo“ soll zeigen, wie der echte Priester der Menschenliebe sein soll. Hoffentlich wird dieses Werk nicht zu lange mehr als Manuskript schlummern! In Berlin wurde dem Dichter geantwortet: „Zu lokal!“ Der Stuttgarter Verleger meinte: „Zu viel Religion und Politik!“ Das ist nicht übel, wenn man bedenkt, daß gewissen unserer deutschen Verleger der Zoten nie „zu viel“ sind.

Doblhoff (sein Pseudonym ist Paul Deviloff) hat noch eine ganze Menge kulturgeschichtlicher Arbeiten verfaßt, deren Betrachtung jedoch nicht in den Rahmen unseres Essay gehören. Seine letzte Arbeit sind die „Beiträge zum Quellenstudium Salzburgischer Landeskunde“, die ein Bedürfnis waren.

Und wenn Du wissen willst, lieber Leser, wie der Dichter der Novelle „Das Bild des Patronus“ und der „Julia Festilla“ ausschaut, so höre: Er ist noch einmal so lang als Guido List und ist gesprächiger als dieser; und

sein Kopf ist ein solcher, wie Du ihn Dir in idealen Pensionatsgedanken von einem litteraturfähigen Dichter vorstellst.

Was wir von Doblhoffs „Bild des Patronus" gesagt, gilt in vollem Maße von

Karl Erdmann Edlers

«Peire de Cinqtors»*) und „Wilfrid"**). Auf die erste historische Novelle machte uns Hugo Klein, einer der liebenswürdigsten Journalisten Wiens, der Redacteur der heimgegangenen „Presse", aufmerksam. So mußten wir einem Zufall die Bekanntschaft mit diesen Werken Erdmann Edlers danken, denn ihr Dichter hält sich von allem Cliquen-Wesen des litterarischen Wien fern. Wir finden ihn weder in der Zahl der Mitarbeiter von Festschriften, die unter der wässerigen Gunstsonne des „Schrift-

*) «Peire de Cinqtors». Wien, 1883. Verlag von Georg Paul Faesy.

**) „Kolorit-Studien". Novellen von Karl Erdmann Edler. Wien. Druck und Kommissions(!)-Verlag von Karl Gerolds Sohn. 1874.

steller- und Journalistenvereins Concordia" ausgebrütet werden, noch in der Autoren-Galerie der Lechner'schen Mitteilungen; bis heute haben ihn weder Professor Minor noch der Minimus Dr. Sauer entdeckt und litterarisch zugerichtet. Vielleicht genügt unsere Anregung, ihn dem Löwen Erich Schmidt vorzuwerfen, dem Dr. Michael Rabenlechner, der Biograph Robert Hamerlings, dieses gelungene Epigramm gewidmet:

Erich Schmidt — Hamerlingtöder,
Unfehlbarer Schwerenöter,
Litteratur r e x hochgeboren,
M i d a s gleich durch die langen —

«Peire de Cinqtors» von Erdmann Edler ist zu schön, um von Litteratur-Anatomen seziert zu werden. Wir können uns keinen größeren nachhaltigeren poetischen Genuß als die Lektüre dieser Novelle denken. Das ist jene Poesie, deren Ahnen uns erfüllt, wenn wir den Namen eines großen Dichters nennen hören; das ist das Lohen jener heiligen Flamme, die wir uns weder durch Litteratur-Professoren, noch durch das schmutzige Schattenspiel der modernen

Litteraturjungen oder philologischen Goldschnitt-Lyriker und Anthologien-Stampfer verdunkeln lassen. Wenn es einem dieser Stutzer und einem ihrer „Meister" gelänge, eine Scene zu schaffen, wie jene zwischen Alienor und Peire, oder das Zusammentreffen von Peire mit dem Kind und seinem Hündlein Pauguelet — wahrlich, wir würden unser bitteres Urteil über die modernen Papier-Gigerl kassieren!

„Wilfrid", eine gotische Studie, hat viele Schönheiten und ist sehr originell eingeleitet. Später verliert sich dieser selbständige Aufbau leider, als der Dichter versucht, die Leidenschaft zwischen dem Priester und der Burgfrau Edith zum Milieu der Novelle zu gestalten. Hier mußte Edler trotz der Pracht seiner Diktion unterliegen. Wer müßte nicht an Ekkehard und Frau Hadwig denken, da Wilfrid Frau Edith in seine Arme nimmt und über den Sturzbach trägt!

Das verlockende und effektvolle Motiv des „Getragenwerdens" ist seit Scheffels „Ekkehard" von den Dichtern mannigfaltig variiert worden, es ist aber — wie begreiflich — keinem gelungen, den Leser

über die Ekkehard-Schwelle hinwegzutäuschen. Daß Edler trotzdem nicht in die Zahl der geistlosen Scheffel-Nachtreter gehört, haben wir in unserem Versuch „Der Scheffel-Bacillus" bemerkt.

Wir haben mit beklemmendem Gefühl auf den gottbegnadeten Dichter und Landsmann hingewiesen, denn er sollte längst bekannt und viel gelesen sein, und wir mußten über ihn berichten, als wäre von einem Poeten die Sprache, dessen erstes Werk auf den Büchermarkt gekommen, nicht aber von dem Verfasser des «Peire de Cinqtors».

Viktor Wodiczka.

Viktor Wodiczka — ein gefährlicher Name für diesen grunddeutschen Dichter unserer böhmischen Badeni-Zeit! Wodiczka ist der Jüngste aus der Schar, die in archäologisch-historischer Poesie arbeiten. Jedoch ist er mehr Historiker als Archäologe. Er läßt seine Phantasie weder von alten Urkunden noch von ehrwürdigen Inschriftensteinen fesseln; er nimmt den Stoff aus dem Vollen, ohne mit der Lupe zu studieren. Es genügt ihm, daß die Sage von einem schwarzen Studenten*) erzählt und — die vornehm geschriebene Geschichte aus den Bauernkriegen ist fertig. Wodiczka

---

*) „Der Student". Eine Geschichte aus den oberösterreichischen Bauernkriegen von Viktor Wodiczka. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz u. Comp. 1896.

ist der Minnesänger unter den österreichischen Poeten; ein sanfter Schreiber, der noch immer die duftfrische blaue Blume der Romantik sieht. Von poetischer Ekstase, die Shakespeare von seinen Kollegen in Apoll verlangt, vom „Aug in schönem Wahnsinn rollend“ ist bei ihm nicht die Spur, sogar in Schlachten und Zweikämpfen scheint es, als hieben die Ritter mit dem Billard-Queue aufeinander los, statt mit der Schärfe des Schwertes. Aus Wodiczkas historischen Romanen klingt zumeist die süße Weise des Troubadours, die nur Liebe heischt und giebt. Diesem Charakter seiner Muse, der vielholden Frau Aventiure, hat die deutsche Erzählungskunst ihren herrlichsten Minne-Roman zu danken, den Wodiczka „Aus Herrn Walthers jungen Tagen“*) nannte. Es waren holde Tage, als dieses Buch anno domini 1889 urplötzlich nach dem Schlaf im Verlagsmagazin ein Auferstehungsfest feierte, wenigstens ein moralisches,

*) „Aus Herrn Walthers jungen Tagen.“ Eine Geschichte aus Oesterreichs Vorzeit. 1886. Verlag von H. Haese in Leipzig.

denn noch ist ihm das praktische in so und so viel Auflagen nicht beschieden. Damals enthüllte man das Denkmal Herrn Walthers von der Vogelweide in Bozen; damals gabs ein Singen und Klingen in der Stadt an der Talfer wie in minneseliger Zeit. Alle Welt fand sich an der deutschen Grenzmark Tirols ein, um mitzujubeln. Und das Frauenherz schlug höher, nicht nur für Herrn Walther, auch für seinen Sänger, den Lichtensteiner Wodiczka. Das war ein Rauschen wie wogende Meeresflut, als Georg Reimers — eine Idealgestalt — den Sockel des Denkmals betrat und mit entzückendem Wohllaut Hans von Vintlers Festgedicht sprach; eine poetische Verklärung, welche die schönste ihrer Art ist. Gottes Huld waltete über dem Vortragenden und sein Wort:

„So sprecht mit mir: Willkommen leuchtend Bildnis,
Dich schau'n mit hellen Freuden diese Berge,
Wo er als Jüngling einst gewallt.
Mit Freuden schau'n dich alle deutschen Lande,
Die süß und kühn sein Sang durchhallt.
Es küßt nun jeder Tag, der kommt, dich freudevoll,

Und wenn die Abendglocke schallt,
Und dort des Rosengartens Feuer sinken,
So freu'n die Sterne sich, um dieses Haupt
zu blinken."

Der Jubel, welcher dieser Schlußstrophe folgte, läßt sich mit Worten nicht sagen. Wer einen Abglanz des Festes haben will, der hat ihn im Romane Wodiczkas, denn auf diese und sein liebes Buch ist manche Zeile in Vintlers Festgruß gemünzt. Damals lebte der Vogelweider unter uns in seiner zweiten Gestalt, als ein Walther redivivus erschien sein Sänger.

Wir haben die Geschichte „Aus Herrn Walthers jungen Tagen" allen Werken Wodiczkas vorangestellt. Sein „Student" hat uns nicht angesprochen. Die Handlung ist herb; ihr versöhnendes Ausklingen konnte uns nicht aus der schwülen Atmosphäre bringen, die das Elend geknechteter Menschen und soviel Jammer ausbreitet. Wenn uns der Verfasser deshalb einen faden Kerl nennt, so müssen wir es einstecken und bleiben aufrichtig.

„Der Student" war der drittletzte historische Roman Wodiczkas, nachdem

ihm für seinen „Bellicosus"*) der Scheffel-Preis zuerkannnt wurde. Die Entscheidung, ob Guido List für „Carnuntum" oder Wodiczka für den „Bellicosus" diese Auszeichnung zu teil werden sollte, erregte s. Zt. lange Debatten im Ausschuß des Deutsch-Oesterreichischen Scheffelbundes; endlich entschied man sich für den „Bellicosus", da dessen Sujet einer hochbedeutsamen Epoche der österreichischen Geschichte entnommen ist; Friedrich der Streitbare ist der Held des Romans. In der Technik tadellos, vereint er alle Vorzüge der Detailmalerei, in welcher Wodiczka groß ist. Aber der Roman ist verzweifelt lang und verfällt dem Urteile über Dahns „Bissula" und „Kampf um Rom"; alle „zu lang, zu ermüdend". Man möchte ausrufen: „Hochwohlgeborene Dichter, muß denn immer kiloweise gedichtet werden! Wackerster Dahn,

*) „Bellicosus". Roman aus der Geschichte Oesterreichs von Viktor Wodiczka. 2 Bände. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.

Deine „Felicitas“ ist nur ein mäßiger Band und Dein bestes Werk!

Wodiczkas Porträt: Baumlanger Mensch; wie ein Athlet gebaut. Schweigsam, schwer zugänglich, aber liebenswürdig. Wenn es schon sein muß, sogar gemütlich!

Eben, 16. Juli 1898, kommt uns aus Graz die Nachricht, daß dieser liebenswürdige Poet am 8. d. M. in der Hauptstadt der Steiermark aus dem Leben geschieden ist. Als Nekrolog zu kurz, möge unser Versuch unterdessen eine Berichtigung der jämmerlich dürftigen Zeitungsnotizen über das Ableben des Dichters sein.

J. Dirnböck-Schulz.

Sophie Barazetti und Arthur Achleitner.

Savianis. Roman aus der Zeit der Völkerwanderung von Jenny Dirnböck-Schulz. Krems a. d. Donau. Verlag von F. Oesterreicher. 1895. — 70 Dekagramm Germanen- und Römertum broschürt! Gewissenhaft wie immer, haben wir das Buch gewogen; haben auch, da es sich um die Besprechung eines Frauenwerks handelt, Glacéhandschuhe angesteckt und den Frack angezogen, um es an der notwendigen Galanterie nicht fehlen zu lassen. Und siehe da! schon nach den ersten Kapiteln konnten wir jede Courtoisie über Bord werfen und das Werk ohne Vorurteil lesen. Das Buch ist ganz gut geschrieben

und es ist der Verfasserin der große Wurf gelungen, uns den heiligen Severin „menschlich nahe zu rücken“. Sie hat es sogar verstanden, die Stätten Krems, Mautern und Göttweig mit Ortsfärbung zu umgeben, was nicht leicht war für eine Zeit, die so weit hinter uns liegt. Wir sind einst auf der Schulbank des Gymnasiums zu Krems gesessen und haben uns an der Hand des Romans jene Stätten wohl denken können, über welche St. Severin gewallt. Die Christianisierung seiner Heiden durch Sanftmut und natürliche Wunderthaten vollzieht sich nie in aufdringlicher Weise, und der fromme Mann siegt als Träger aller christlichen Tugenden. Bei Frau Dirnböck-Schulz, unserem weiblichen Gustav Freytag, hätte selbst ein Felix Dahn lernen können, denn seine Christenapostel in den „Chiemgau-Novellen“ sind mit einer Portion Flegelei und Groppertum ausgestattet, die uns nicht anmutet. Wir können seinen Priestern nicht glauben, da ihnen alle Demut fehlt. Germanen und Römer sind im „Favianis“ die allbekannten, einige begrüßen wir als

gute Freunde aus der Fabrik Freytag-Dahn und Comp. für waschechtes Germanentum und Römervolk; sogar liebe Bekannte aus F. W. Webers herrlichem Epos „Dreizehnlinden" haben sich eingeschlichen. Für die Kapitel „Die Glockengießer", „Vergrabene Schätze", „Severin und Odoaker", „Der Klosterraub" und „Glockenklänge" verdient die Dichterin einen vollblühenden Lorbeer. Der Vortrag ist nicht frei von Reflexion, was ja eine bekannte Schattenseite damischer Romane ist; jedoch machen anmutige Naturschilderung und hie und da ein Wetterleuchten von Humor die Lektüre angenehm.

Ganz ungehörig war es von Guido List, diesen Roman mit einem Pamphlet*) zu begrüßen, wie es seit Menschengedenken auf litterarischem Gebiete nicht geleistet wurde. Die Schmähschrift „Gunzo wider Ekkehard" im Romane Scheffels ist das

*) „Der historische Roman der Gegenwart und Frau Jenny Dirnböck-Schulz in Wien." Von Guido List. Sonderabdruck aus der Deutschnationalen Monatsschrift „Das zwanzigste Jahrhundert". Septemberheft 1895. Verlag von Hans Lüstenöder in Berlin.

reinste Zuckerwasser dagegen. So kolossal ist noch nie vorher geschimpft, gedonnert und geblitzt worden; dieses Unwetter ist mit wahrem Hochgenuß zu lesen, wenn es sich auch über ein schuldloses Haupt entladet. Wahrlich, im Dichten und — im Wüten ist Guido List ein ganzer Kerl! Manchmal versteigt er sich in seinem heiligen Zorn so weit, daß er humoristisch wirkt! Jedoch wozu hat sich der sonst so edelherzige Dichter dergestalt ereifert?

„Alles muß ruiniert sein!" sagt Herzog Krokus' selige Großmutter."

Nur der Umstand, daß das Werk in großen Maßen aus öffentlichen Mitteln für alle Lehranstalten angeschafft wurde, konnte den Dichter mit vollem Recht erzürnen, denn anderen Romanen gleicher oder besserer Qualität wurde diese Bevorzugung in Oesterreich bis heute nicht zu teil. „Absichtliche Geschichtsfälschung" hat die arme Frau aber wirklich nicht betrieben; sie hat — und das ist ja das hohe Recht der Poeten — ihren Severin zurechtgemacht, wie sie wollte und wie er den Lesern gefällt. Wären alle Romanhelden

historisch richtig, brauchte man die Poeten nicht und könnte sich an einem Geschichtswerk den Magen gründlich verderben!

Wackerer List, Du braver Dichter, Du hast Dir mit Deinem Wodan-Wetter die Traufe aufs eigene Haupt geleitet! Da Du jedoch in Deinem klassischen Pamphlet zugleich eine meisterhafte Abhandlung über den geschichtlichen Roman überhaupt geboten hast, sei Dir verziehen!

List hat der Dichterin mit seiner Strafpredigt übrigens nur genützt, denn so List über etwas schimpft, muß an diesem Etwas auch was dran sein; uns wäre der Roman „Favianis" ohne des Dichters Gepolter verborgen geblieben! Bis heute hat kein Blatt in Oesterreich über „Favianis" auch nur eine Zeile geschrieben!

Der Roman „Im Banne des Untersberges"*) der Salzburgerin Barazetti

---

*) „Im Banne des Untersberges." Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert von Sophie Barazetti, geb. von Le Monnier. Berlin, Wien, Leipzig. Verlag von Karl Konegen. 1887.

— die armen Dichterinnen haben viel Pech! — wurde gleichfalls bei seinem Erscheinen vom Hagelwetter heimgesucht, das der Jupiter tonans der Salzburger Zeitung, Redacteur Dr. Theodor Wiedemann, niederprasseln ließ. Wir geben ja gerne zu, daß den ernsten Geschichtsforscher, der seine Leute ganz anders malträtiert als der Dichter, ein Roman, der nur auf historischem Glasboden aufgebaut ist, außer Rand und Band bringen kann.

Aber Barazettis — nicht Spermacetis, wie es boshaft in genannter Kritik hieß — Buch ist spannend geschrieben, und das Lesepublikum kümmert sich wenig darum, ob Wolf Dietrich, der Erzbischof, weniger „bös" war, als ihn die Dichterin schildert. Der Salzburg-Pilger braucht nur den Namen Paracelsus zu hören, dieser gut angebrachten Persönlichkeit neben dem Erzbischof, um mit Heißhunger nach einem Buche zu greifen, das ihm ein wenig Wahrheit und viel Poesie, umrahmt vom gewaltigen Panorama der Salzachstadt, in flotter Weise giebt und schildert. Die Dichterin behauptet auch

in keiner Zeile, daß sie einen streng historischen Roman schreiben wollte!

Scharf heißt es hingegen mit jenem ins Gericht gehen, der Geschichtsstudien markiert, um uns einen historischen Roman aufzubinden, der unter aller Kritik steht. Dieser unglückselige Jaromir ist der alpinistische Schriftsteller Arthur Achleitner, in dessen Selbstbiographie zu lesen ist: „Jetzt lebt er in München als freier Schriftsteller, durchwandert in den Sommermonaten mit seinem Stutzen die Berge, wo ihm die höchsten Personen ihre Jagdgebiete geöffnet halten“.

Wenn Herr Achleitner auf diesem Gebiete recht viel Böcke schießt, so haben wir nichts dagegen einzuwenden; wenn er sich aber auf seiner Bockjagd ins Gebiet des archäologisch-historischen Romans versteigt, müssen wir den kühnen Alpenjäger warnen.

Besondere Freude macht es uns nicht, zu nörgeln, nur der gutgemeinte Wille, einen Dichter von Abgründen zurückzuhalten, dessen litterarischem Wachsen wir von Anfang an mit Aufmerksamkeit folgen, zwingt uns, einige

Worte über den „Stier von Salzburg" zu verlieren. Es ist jammerschade, daß dieser schöne Stoff in eine derart mangelhaft eingerichtete Poetenküche gekommen ist!

Achleitners Kulturbild aus dem 16. Jahrhundert trägt den mit kundiger Berechnung nach Spektakel haschenden Titel „Der Stier von Salzburg"*). Gut gewählt ist dieser Titel für jene salzburgfrohen deutschen Brüder, die mit Interesse nach allem haschen, was aus unserem „Jebirche" kommt; ihnen ist nicht verborgen, daß die Salzburger das böse Prädikat „Stierwascher" von der Wiege bis zum Grabe geleitet. Achleitner identifiziert das Orgelwerk, den Stier von Salzburg, mit der Prachtgestalt des Erzbischofs Leonhard, macht aber aus ihm einen Mann, der in seiner Verzeichnung mehr zum Mitleid und Lachen reizt, als Bewunderung weckt. Wir haben Achleitners Buch mit Auf-

*) „Der Stier von Salzburg". Kulturbild aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts von Arthur Achleitner. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 1897.

opferung gelesen. Gleich nach der ersten Portion war zu erkennen, daß der „Stier von Salzburg“ sich historisch rettungslos verloren geben muß, und wir versuchten es, ihm poetisch gerecht zu werden, aber auch das war eitel Beginnen. Die unglücklichste Verquickung von Altertümelei und Allermodernstem bringen ihn unter das Beil. Der gewaltige Erzbischof ist der reinste Polterer und Jahrmarktschreier; sein Neffe Hartwig die getreue Kopie des Junkers Damian von Wildenstein im trostlosen Text zur Oper „Der Trompeter von Säckingen“; der Kanzler Mändl natürlich ein Süffel bis zum Ekel — müssen alle Kanzler dickbauchig und besoffen sein? — und unsere Ratsherren und Mitbürger aus dem 16. Jahrhundert sind die traurigsten Wurstel, die man sich denken kann! Achleitner wollte auch humoristische Gestalten bringen, er hat es unabsichtlich famos getroffen. Für den lustigen Teil sollte der dicke Mändl herhalten, aber diesem widmeten wir eine Zähre des Mitleids; über den ernsten Rubenthaler und seinen Neffen haben wir dagegen herzlich gelacht. Wenn

ein Keutschach tobt und brüllt, so tobt und brüllt er doch anders als ein Hausknecht, und wenn ein Keutschach zürnt und straft, so zürnt und straft er anders als eine Gouvernante! Ein Rechtslehrer und Adlatus Ilsung und ein Kanzler Mändl, des Fürsten rechte Hand, brauchen sich vor ihrem Gebieter auch nicht zu ducken wie Schuljungen. Aber der Verfasser will seinen Helden möglichst „schiach" machen und darum müssen ihn alle fürchten, er muß „brüllen" und zwar unter Musikbegleitung, eine symphonische Neuheit, auf die wir unsere Litterarhistoriker besonders aufmerksam machen. So oft nämlich der Erzbischof böse ist, wird die Orgel, „Der Stier von Salzburg" Nummer 2 — unter Nummer 1 ist der Erzbischof der Stier! — in Thätigkeit gesetzt. Ein billiger Spaß, aus dem die zitternden Unterthanen des Achleitner'schen Erzpolterers zu entnehmen haben, daß oben in der Höh (auf der Festung) wieder was los ist!

Der Verfasser verschmäht die Einteilung in Kapitel, um der Handlung einheitliches Gepräge zu geben; ein

heimtückisches Attentat auf den Leser. Schon auf Seite 50 und 72 raubt uns Achleitner den frommen Schauer, der zum Hineinleben in einen historischen Roman von Anfang an gegeben sein muß; die Ratsherren lassen sich „Schnadahüpfl" vorsingen, und ihr historisch belegter tüchtigster Wortführer Matsperger — eine sympathische Romanfigur, wenn sie in die richtige Feder kommt — entblödet sich nicht, bei jenem Geplärre mitzuhalten; wie kann ein Dichtergeist seine Geschöpfe selber dergestalt zur lächerlichsten Karrikatur machen! Und — dann genug des grausamen Spieles! — auf Seite 71 lallt der Junker Hartwig Damian von und zu Keutschach einem Salzburger Mädel, der Türmerstochter Matza — bedankt Euch Ihr Salzburgerinnen! — das folgende G'sangel vor:

Bin a lustiger Bua,
Bin a Kärnter Leilei,
Wo a schön's Deandl is,
Is a Kärtner dabei!

Die durchaus nicht spröde Salzburgerin erwidert ihrem Seladon im schmachtenden Tone eines altmodernen

Baedeker Backfisches: „Ach wie prächtig!“ Herr Damian erreicht sein Ziel — wir kennen die Salzburgerinnen von dieser bereitwilligen Seite nicht! — und wird nach genossenem Gabelfrühstück vom Papa der schönen Matza hinterwärts hinausbefördert!

Dies alles und des Argen noch viel mehr in einem historischen Roman, der das Wappen eines Keutschach trägt! Nein, wir können nur glauben, daß sich Achleitner einen verspäteten Faschingsulk erlaubt hat!

Arm an den notwendigen Mitteln zum altertümelnden Roman, sehnt sich der Verfasser hinaus, fort aus der historischen Stadt, die ihn zu so vielen unfreiwilligen Capriolen getrieben hat — der echte Gebirgler, der sich in der Stadt nicht zu helfen weiß — fort in die „großartige Bergwildnis“. Und dort oben ist er wieder unser guter Freund und „Bua“, der das Kulturbild zur Ganghofer'schen Almg'schicht werden läßt, dem es an dramatischen Effekten nicht fehlt. Mit Gamsbart und Alpstock, mit Gletscherkar und Sennhütte will die dunstige Archivluft

und die schwüle Stadt nichts gemein haben. Zum Schaffen des historischen oder archäologischen Romans gehört nicht einer, den es mit aller Macht vom Schreibtisch sehnend fortlockt in die würzige Bergluft! Und wie schwer Achleitner dieses Sehnen bekämpft, mit welcher Ueberwindung er altertümelt und pergamentelt, das lesen wir so deutlich aus seinem „Kulturbild". Endlich reißt er sich los aus den engen Gassen der Stadt, aus den modrigen Gängen der Festung. Er wünscht seine handelnden Personen sämtlich zum Teufel bis auf den „Stier von Salzburg" — ein recht nettes qui pro quo für den Erzbischof! — und flieht mit diesem auf die Almen im Gebiete des Hochtron. Erschöpft sinkt der Verfasser ins kühle Almgras und dankt seinem Gott, wieder dort zu sein, wo er hingehört, wohin ihn sein poetisches Können von Anfang an getrieben, wo es ihm seine ersten erfolggekrönten Werke gezeitigt.

Außer dem Talent zum Hineinleben in den historischen Roman fehlt Achleitner überdies noch der notwendige

Kitt; die vornehme Diktion, der ehrwürdige Ernst, der die Handlung mit dem Edelrost alter Zeit einkleiden muß. Der derbe Jodler jauchzt ihm in das ehrsame Gerümpel zum archäologischen Roman. Was hätte Ebers oder Josef Lauff, der Dichter der «Regina cöli», aus dem historischen Material über Keutschach machen können!

Um sein „Kulturbild" womöglich ganz ungenießbar zu machen, schleppt Achleitner noch den Ballast gelehrtthuender Anmerkungen herbei, die in seinen alpinen Rucksack schon gar nicht hineinwollen, zum Verständnis der Handlung ganz unnütz sind und just dort fehlen, wo sie wirklich erwünscht wären, nämlich dort, wo der Verfasser uns Laien sein waidmännisches Fachlexikon an den Kopf wirft.

Die Dialoge des Romans erinnern an unsere jugendlichen Ritterg'schichten; an die „Ostereier", die „Genovefa" und „Heinrich von Eichenfels". Den altertümlichen Gesprächston festzuhalten gelingt dem Verfasser nicht — wer wollte es auch vom Gamsjager verlangen! — und so giebt es ein überaus erheiterndes

pêle-mêle von „etzlich“, „Kemenate“, „Gejaid“, „Kärtnerischen G'sangeln“, „Aventiuren“; von „anjetzo“, „Hochdero“ — und mittendrein allermodernste Worte, die nur dem bekannten Gardelieutenant Bummelwitz gut anstehen. Achleitner möge bei den „Grünen Brüchen“ bleiben, die er kühn und allen zur Freude pflückt; der Radmantel des Gelehrten und das Rohr des Chronisten passen ihm nicht; er ist nur gesund auf dem Gletscher in Ganghofers Fußstapfen.

Felix Dahn.

Festen Fuß auf österreichischem Boden hat Felix Dahn mit dem historischen Roman aus der Völkerwanderung „Felicitas" gefaßt, der alle Vorzüge Dahn'sscher Darstellung besitzt, nur fehlt ihm alles Lokalkolorit. Der Roman könnte sich auch auf der aalglatten Lüneburger Haide abspielen, statt im gewaltigen Berggebiet an der Salzach, wo ihn der Dichter geträumt haben will.

Mag es wahr sein, daß der Römer an den Bergkolossen, die ihn von den sonnigen Gefilden seiner Urheimat trennten, wenig Gefallen hatte. Wer eine Handlung im engsten Kreise der Stadt Salzburg geschehen läßt, begeht ein Verbrechen am guten Geschmack, wenn er die landschaftliche Schönheit des Rahmens seiner Erzählung ganz und gar ignoriert. Dem Touristen, der Salzburg durcheilt und einen Regentag

angenehm überdauern will, genügt es, daß der Roman „Felicitas" in Juvavum spielt, er sieht die Berge vor lauter Nebel ohnehin nicht; aber dem Bewohner Salzburgs wäre es ein angenehmeres Empfinden, wenn er sich den Schauplatz des Romans dort und da denken könnte, wenn das Heim der lieblichen „Felicitas" auch in der Erzählung des berühmten Dichters dort stünde, wo die Mosaikinschrift «Hic habitat Felicitas» ausgegraben wurde, und zwar am Mozartplatz, nicht aber auf dem Merkurius-Hügel, der nur eine Erfindung des Dichters ist und vielleicht der Mönchsberg sein soll. Wo es angeht und noch dazu dem Stoff Wert verleiht, wie hier, soll der Dichter beim archäologischen Roman der poetischen Licenz Zügel anlegen; gelehrte Anmerkungen seien ihm trotzdem gerne erlassen.

In jüngster Zeit hat

Rudolf Heinrich Greinz

einen hübschen Versuch gemacht, als Oesterreicher aus der reichen Geschichtsquelle seines Heimatlandes mit dichterischem Gefühl und freier Benützung von Thatsachen zu schöpfen. Der „Herrenschreiber von Hall"*) ist ohne Nachempfindung berühmter Muster geschrieben, und verdient schon deshalb Anerkennung.

Wir sind am Schlusse unseres Versuches, den archäologischen Roman und die historische Novelle in Oesterreich vorzuführen. Großen Erfolg hat keiner der besprochenen Autoren gehabt; woran die

---

*) „Der Herrenschreiber von Hall." Eine Tirolergeschichte aus dem XVI. Jahrhundert von R. H. Greinz. München, Verlag von Otto Galler. 1895.

Schuld liegt, versuchten wir nachzuweisen. Der Mangel einer unparteiischen selbstlosen Presse, welche dem großen Publikum die Existenz unserer vaterländischen Dichter auch nur anzeigen würde, ist eine der Hauptursachen, die eine Popularität derselben unmöglich macht. So hat der österreichische Parnaß nur den moralischen Erfolg, den jede Schaffensfreude bietet; das Vaterland und die Presse ist ihnen noch das biblische Pfund schuldig!

Die Zeit ist aus, wo Poesie
Sich gefreut am Blumenpflücken,
Das ist eine dumme Arbeit, das,
Man muß sich zu sehr dabei bücken!

Bruder Sebastian.

Biographisches.

Aus Franz Brümmers Lexikon für deutsche Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts. Vierte, völlig neubearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. Leipzig. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Arthur Achleitner

entstammt einer bayerischen Lehrerfamilie und wurde am 16. August 1858 als der Sohn des damaligen Stadtpfarrchoralisten Innocenz Achleitner zu Straubing geboren. Noch sehr jung kam er in die Bergwelt Salzburgs und besuchte das Gymnasium dieser freundlichen Bergstadt, um sich nach dem Wunsche seiner Eltern für das Lehramt vorzubereiten. Nach dem Tode des Vaters änderte jedoch der Sohn seinen Lebensplan; er gab seinem Freiheitsdrange nach und wanderte, mit einer gründlichen musikalischen Ausbildung versehen, in die Welt hinaus. Auf abenteuerlichen Fahrten vom Rhein bis hinab zu den Balkanstaaten griff Achleitner zur Feder und schrieb Feuilletons, die von selten scharfer Beobachtungsgabe Zeugnis ablegten und so flott geschrieben waren, daß sie sofort von angesehenen Zeitschriften angenommen wurden. Er widmete

sich nun gänzlich der Schriftstellerei und wählte besonders die Erforschung des alpinen Volkstums zum Gegenstande seiner litterarischen Thätigkeit. Ende der achtziger Jahre wurde Achleitner als Redakteur in die „Süddeutsche Presse“ nach München berufen, der er auch bis zu ihrem Erlöschen angehörte. Jetzt lebt er daselbst als freier Schriftsteller, durchwandert in den Sommermonaten mit seinem Stutzen die Berge Bayerns, Tirols und der Steiermark, wo ihm die höchsten Personen ihre Jagdgebiete geöffnet halten, und vertraut dann im Winter seine Jagd- und Reiseerlebnisse und seine Beobachtungen des Volkslebens der Feder an. Achleitner erhielt 1897 vom Herzog von Anhalt den Titel „Professor“. Seit 1895 hat er noch manche Schrift veröffentlicht.

Schriften: Geschichten aus den Bergen, 5 Bändchen, 1889—95. — Im Passionsdorfe, 1890. — Aus dem Hochwald (Berggeschichten, Skizzen und Kulturbilder), 1892. — Bilder aus den deutschen Alpen (Neue Hochlanderzählungen), 1892. — Im Gamsgebirg (Neue Erzählungen aus den Bergen), 1893. — Grüne Brüche (Schilderungen und Erzählungen aus dem Wild- und Waidmannsleben), 1894. — Tirol und Vorarlberg (Neue Schilderungen von Land und Leuten), 1894. — Resche Luft! (3 Bergnovellen), 1894. — Fels und Firn (Erzählungen aus den Bergen), 1895. — Fröhlich Gejaid! (Jagdgeschichten aus den Alpen), 1895.

Sophie Barazetti,

geb. von Le Monnier, wurde am 1. Juli 1858 in Mortzg bei Salzburg als jüngste Tochter des damaligen Polizeidirektors von Salzburg, späteren Polizeipräsidenten von Wien, Anton Ritter von Le Monnier, geboren, kam noch in demselben Jahre mit den Eltern nach Brünn und 1869 nach Wien, wo sie unter der emsigen Sorge des Vaters, der 1873 ein Opfer seines aufreibenden Berufes ward, ihre Ausbildung erhielt. Im Jahre 1880 vermählte sie sich mit dem Rechtsanwalt in Mannheim, Dr. jur. Caesar Barazetti, der später als Universitätsprofessor nach Heidelberg berufen ward. Sie lebt seit 1897 in Genf, wohin ihr Gatte als außerordentlicher Professor berufen wurde.

Schriften: Im Banne des Untersberges (Historische Erzählung), 1887. — Aspara. Zwischen Lipp und Kelchesrand (Novellen), 1890.

Karl Erdmann Edler,

geboren am 8. Mai 1844 zu Podiebrad in Böhmen, Sohn eines österreichischen Beamten, wurde nach vollendeten Studien Erzieher im Hause des Grafen von Amadei, Statthalters der Buckowina, und später Erzieher der Söhne des Prinzen Hohenlohe, Obersthofmeisters des Kaisers von Oesterreich. Nach neunzehnjähriger Thätigkeit als Erzieher ward er in Wien Professor der Litteraturgeschichte, Poetik und Mythologie und lebt jetzt daselbst als unabhängiger Schriftsteller.

Schriften: Kolorit-Studien (Novellen), 1874. — Ursinia (Novelle), 1876. — Artemis (Novelle), 1876. — Baldine (Novelle), 1881. Theodora (Trauerspiel), 1881. — Notre dame des flots. Eine Glockenfahrt (2 Novellen), 1882. — Peire de Cinqtors (Novelle), 1884. — Wilfried (Erzählung), 1884. — Der letzte Jude (Roman), 1885. — Der schwarze Tod (Erzählung), 1894. — Idyllen von Graf Konstantin Nigra, übersetzt und herausgegeben 1894. — Santa Justina (Novelle), 1894.

Aus „Das Geistige Wien, Künstler- und Schriftsteller-Lexikon" von Ludwig Eisenberg, Wien 1893. Daberkows Verlag.

Jeny Dirnböck-Schulz,

(Pseudonyme, Böck und „Köbn auf der Rind"), Schriftstellerin, geboren in Nikolsburg am 4. November 1850, ist seit dem Jahre 1869 Kommunallehrerin und beschäftigt sich auch mit Belletristik. Sie ist Mitarbeiterin der „Oesterreichischen Volkszeitung", sowie mehrerer ausländischer Blätter und wurde derselben anläßlich der Preiskonkurrenz der „Internationalen Revue" (1883) für die Erzählung „Die Emancipierte" der erste Preis zuerkannt. Dirnböck-Schulz ist auch Verfasserin des Lustspiels „Die Kunst zu lügen" und der pädagogischen Humoreske „Schulmeisters Kalenderjahr" (J. Kühkopf in Korneuburg, 1893); ihr Roman „Die Neapolitanerin" erschien in der „Oesterreichischen Volkszeitung".

Aus Franz Brümmers Lexikon für deutsche Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts. Vierte, völlig neubearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. Leipzig. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Joseph Freiherr von Doblhoff,

pseudonym Paul Deviloff und Chillonius, wurde am 25. Oktober 1844 zu Wien geboren, besuchte das Gymnasium bei den Schotten und studierte 1863 bis 1867 an der Wiener Hochschule die Rechte. Er trat dann in den Staatsdienst und war vom Juli 1869 bis Oktober 1870 der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Rom zugeteilt. Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst bereiste er von 1870—73 Italien, Frankreich, Spanien, Aegypten, Griechenland, England, Nordamerika und schloß sich ihm darauf der Tiermaler Julius Ritter von Blaas zu einer Reise um die Erde an, die bis in den Sommer 1874 dauerte und die Reisenden nach Indien, China, Japan, Kalifornien, Utah und Kanada führte. Heimgekehrt, ließ er sich in Wien nieder, schrieb hier sein „Tagebuch von einer Reise nach Ostasien“ (1874) und war in der Bibliothek der k. k. geographischen Gesellschaft thätig. 1876 gründete er in Wien den wissenschaftlichen Klub und leitete als erster Sekretär desselben die Geschäfte bis 1879. In den Jahren 1882—83 lebte Doblhoff zu Lausanne in der Schweiz, wo er die Alpenbahnfrage in der Westschweiz (Simplon) studierte und widmete sich sodann archäologischen Studien. Seit 1884 lebt er in Salzburg und ist hier als Ausschußrat der Gesellschaft für Salzburger

Landeskunde nach historischer und natur-historischer Seite hin ungemein rührig und thätig.

Schriften: Julia Festilla (Roman); III, 1884. — In Berg und Wald (Gedichte), 1886. — Die Jahreszeiten der Liebe (Gedichte), 1886. — Cancionero (Reiselieder und Zeitgedichte), 1887. — Zorahayda (Sagen der Alhambra, in Versen), 1887. — Die letzten Camilli (Drama), 1885. — Medusa (Schauspiel), 1884. — Aus dem Kapua der Geister (Lebensbilder eines Wieners), 1886. — Zwei Erzählungen aus der Schweiz (Ma Renonce. — Madonna), 1887. — Der Heini von Realp (Volkserzählung), 1887. — Der Heini von Realp (Volksdrama), 1887. — Durch die Kunst (Lustspiel), 1894. Erzählungen aus Salzburg, Stadt und Land, 1894. — Frondeurs (Lustspiel aus dem Wiener Leben), 1894. — In der Kreide (Schwank), 1894.

Guido List,

ein Abkömmling einer alten freiherrlichen Familie, wurde am 6. Oktober 1848 zu Wien als der Sohn eines angesehenen Kaufmanns geboren und als Erstgeborener vom Vater zur Fortführung des Geschäftes bestimmt. Er erhielt deshalb eine dahingehende sehr sorgfältige Erziehung. Der Widerwille des Sohnes gegen diesen Beruf, die Neigung zur Malerei, der Wunsch, die technische Hochschule und die Malerakademie besuchen zu dürfen, fanden bei dem strengen Vater keine Beachtung.

So wurde List Kaufmann. Indessen benutzte er jede freie Stunde, seinen Neigungen und künstlerischen Bestrebungen nachzugehen. Er studierte Geschichte, Archäologie und Anthropologie, gründete 1868 eine Privatbühne „Walhalla“, die er bis 1870 leitete, und wobei er mancherlei praktische Erfahrungen sammelte, übernahm 1870 das Sekretariat des „Oesterreichischen Alpenvereins“, sowie die Redaktion des siebenten Bandes von dessen „Jahrbuch“, und unternahm seit 1872 größere Reisen, auf denen er nicht nur fast ganz Europa kennen lernte, sondern auch seinem Lieblingsstudium, der prähistorischen Forschung, nachgehen konnte. Nach dem Tode seines Vaters (1877) gab List seinen kaufmännischen Beruf auf und widmete sich seit dieser Zeit ganz seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten. Außer einer Reihe von historischen, anthropologischen, prähistorischen und mythologischen Abhandlungen und Schriften veröffentlichte er

S c h r i f t e n: Carnuntum (Roman aus dem 4. Jahrhundert); II, 1888. — Deutsch-mythologische Landschaftsbilder, 1891. — Diethers Heimkehr (Eine Sonnwendgeschichte aus dem Jahre 488), 1894. — Der Wala Erweckung (Ein skaldisches Weihespiel), 1895. — Pipara, die Germanin im Cäsarenpurpur (Historischer Roman aus dem 3. Jahrhundert); II, 1895. — Literaria sodalitas Danubiana (Geschichte des Humanisten Konrad Celtes und seines litterarischen Wirkens), 1893.

Viktor Wodiczka,

geboren am 9. Januar 1851 auf Schloß Liechtenstein in Niederösterreich, versuchte sich bereits mit siebzehn Jahren erfolgreich als Bühnenschriftsteller, da seine „Dramatischen Märchen" auf Wiener und Provinzialbühnen zur Aufführung gelangten. Nach Absolvierung seiner Studien erhielt er 1871 die Stelle eines Bureaubeamten bei der Domänendirektion der Staatsbahn in Wien, die er jedoch 1894 aus Gesundheitsrücksichten aufgab, um hinfort auf seiner Besitzung in Brunn am Gebirge bei Wien seiner litterarischen Neigung zu leben.

Schriften: Narzisse, die Blumenfee (Dramatisches Märchen), 1869. — Der Ring des Gnomenkönigs (Dramatisches Märchen), 1869. — Stürme im Frühling (Novelle), 1881. — Der schwarze Junker (Historische Erzählung), 1884. — Aus Herrn Walthers jungen Tagen (Erzählung), 1886. — Bellicosus (Roman aus der Geschichte Oesterreichs); II, 1893. — Der Student (Erzählung aus den oberösterreichischen Bauernkriegen), 1896.

Von Anton Breitner sind bei J. Schweitzer Verlag (Jos. Eichbichler) in München erschienen:



Vindebonas Rose.

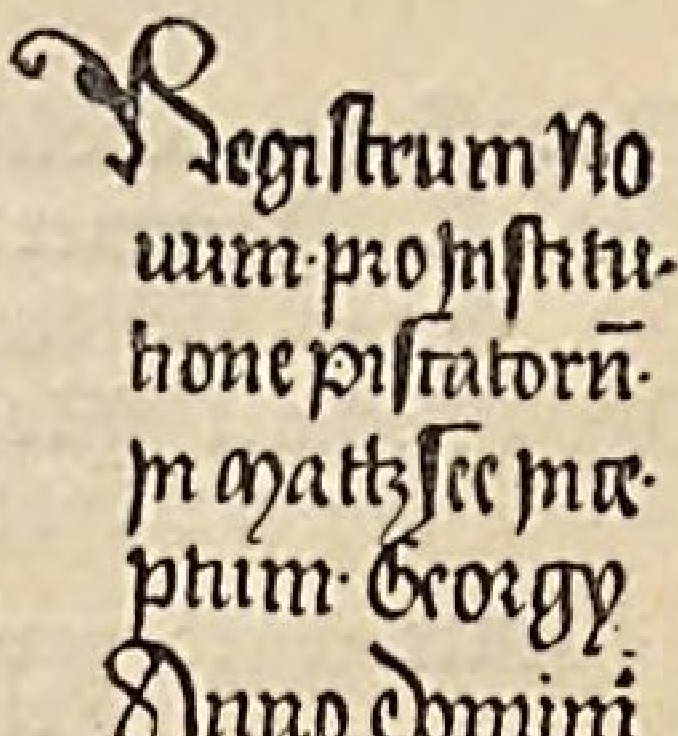
In Gestalt einer römischen Bücherschachtel capsa oder scrinium erschienen. Auf der Buchausstellung in Antwerpen (1890) mit dem Diplom der goldenen Medaille preisgekrönt.

Capsa-Ausstattung 3 fl. 60 k. Oe. W. = 6 M.
Buch-Ausstattung, elegant cartonniert
1 fl. 80 k. Oe. W. = 3 M.

Diemut.

Ein historisches Landschaftsbild aus Salzburg. Illustriert von Hermann Bergmeister. Klischees und Ausstattung (Missale aus dem 14. Jahrhundert) der Kunstanstalt Christian Höller und Wilhelm Gräven in Wien.

M. 3.60 oder 2 fl. 23 k. Oe. W.



Druck der
Nationalen Verlagsanstalt, Buch- u. Kunstdruckerei,
Act.-Ges., München.

Errata und Addenda.

(S. 1 Z. 5) lies: Brunner.
S. 13 Z. 11) lies: Heinrich Schachner.
S. 25*) lies: Verlag von Robert Baum, Leipzig-Reudnitz. Wie S. 91.
(S. 32 Z. 10) lies: Celtes.
(S. 50 Z. 16) lies: Hymenäus.
(S. 51 Z. 13) lies: Reihe.
(S. 52 Z. 23) lies: Schmued's.
(S. 56 Z. 9) lies: Pauquelet.
(S. 61 Z. 9) lies: diesen.
(S. 66 Z. 6*) lies: Lüstenröder.
(S. 76 Z. 14) lies: sämmtlich.

Zur Seite 37: List's neuestes Werk „Der Unbesiegbare, Ein Grundzug germanischer Weltanschauung" (Verlag Wien-Leipzig, Cornelius Vetter, 1898), ist als das Ergebnis seiner Mythenforschung aufzufassen und bietet die reine, ungeschminkte Darstellung des Gottheitsbegriffes, wie derselbe seit Urtagen unbesiegbar in der deutschen Volksseele wurzelt. Nebenbei sei bemerkt, daß die Ausstattung des Buches, aus der Buch- und Kunstdruckerei der Nationalen Verlagsanstalt, Act.-Ges., München hervorgegangen, ein wahrer Hochgenuß für den Bibliophilen ist.

Breitner, Anton

Belletristische Archäologie Randglossen zur deutschen Litteraturgeschichte.
Inhalt: Der archäologische Roman u. die historische Novelle in
Oesterreich: Guido List. Josef Freiherr von Doblhoff-Karl Erdmann Edler.
Viktor Wodiezka. J. Direböck-Schulz. Sophie Barazetti ?? Arthur Achleitner.

München 1898